Glauben und Wissen

1907. V. Jahrgang   Heft 10, Oktober



Geistige Strömungen der Gegenwart.

IV. Die Probleme des Menschenlebens.

Im eigenen Gebiete des Menschen bildet den beherrschenden Mittelpunkt der Probleme die Kulturidee. Sie treibt eine reiche Verzweigung aus sich hervor, deren Gestaltung auf den Haupt- und Gesamtbegriff zu näherer Bestimmung zurückwirkt. Das Wie der Kultur führt zu den Problemen von Geschichte einerseits, Gesellschaft und Individuum andererseits, das Was zu denen von Kunst und Moral, Persönlichkeit und Freiheit des Willens. Als Einleitung zu dem allen sei zunächst der Kulturbegriff ins Auge gefaßt.

a) Der Ausdruck Kultur ohne allen Zusatz begegnet uns zuerst bei Herder. Die Verwendung des Begriffs nimmt dann eine zwiefache Richtung, entsprechend den beiden Hauptströmungen im deutschen Idealismus, der künstlerischen und der ethischen. Bei den Dichtern und Künstlern überwiegt die erstere, hier erscheinen Kunst und Wissenschaft in ihrer Verbindung zum literarischen Schaffen als die Träger der Kultur. Kant und mehr noch Fichte dagegen machen bei ihr die Freiheit zur Hauptsache und geben ihr damit vornehmlich einen moralischen Charakter. Diese beiden Nüancen der Kulturbewegung stimmen damit überein, die Kultur als ein Bilden von innen her und eine Erhöhung des ganzen Menschen von aller bloß gesellschaftlichen Ordnung, zu deren Bezeichnung nun der Ausdruck Zivilisation verwandt wurde, zu unterscheiden.

Das Kulturproblem ist ein sehr altes. Schon das Altertum ist voller Erörterungen darüber. Im christlichen Altertum und im Mittelalter trat die Kulturfrage dann zwar zurück, lebte aber in der Renaissance mit verstärkter Macht wieder auf. Seitdem steht die Kultur im Mittelpunkt der geistigen Arbeit. Im Kampf um sie

erscheinen alle Gegensätze, welche die Neuzeit durchdringen: der Idealismus will sie von innen her entwickeln, der Realismus sie von außen her zusammenfügen. Künstlerische, intellektuelle, ethische Fassungen durchkreuzen sich und bestreiten einander die Oberhand; auch fehlt es nicht an Mischungen verschiedener Art. Zugleich werden die seelischen Bedingungen des Kulturlebens genauer erforscht, und inmitten des massenhaften Anschwellens des Stoffs erzeugt das Bedürfnis eines Gesamtbildes neue Versuche einer Kulturphilosophie. Von den zahlreichen dadurch erweckten Problemen seien hier diejenigen ausgewählt, welche das Lebens- und Geistesproblem unmittelbar berühren.

Hierher gehört zunächst der Streit über den Wert der Kultur.

So sehr die Kultur das Sinnen und Streben des modernen Menschen beherrscht, so gehört sie doch keineswegs zu den Dingen, deren Wert außer Zweifel steht. Worin hat das seinen Grund? Verschiedenes trifft hier zusammen, vornehmlich aber dürften es drei Haupterfahrungen und mit ihnen drei Arten der Erwägung sein, welche die Freude an der Kultur verleiden. Vorgeworfen wird ihr zunächst, daß sie den Menschen von der natürlichen Basis seines Lebens ablöse und mehr und mehr in ein künstliches Dasein verstricke, damit aber ihn abhängig, schwach und unglücklich mache. Bedürfnisse über Bedürfnisse werden ihm künstlich angebildet und machen ihn zu ihrem Sklaven, tausendfache Abhängigkeitsverhältnisse rauben ihm alle Selbständigkeit und lassen ihn alles Heil von draußen erwarten. So wird das Leben immer weniger eigenes Leben; es kann, bei allem Prunk äußerer Erfolge, in haltloser Schwäche nicht glücklich sein. Der Schwäche verwandt aber ist die Unwahrhaftigkeit. Wer sein Glück von der Meinung und Schätzung anderer erwartet wie der bloße Kulturmensch, der wird vor allem jene zu gewinnen suchen, der wird sich weniger bemühen etwas zu sein, als etwas zu scheinen, der wird mehr eine Rolle spielen als ein wahrhaftiges Leben führen. Schließlich erregte die Kultur auch Bedenken als eine verkehrte Stärkung der menschlichen Kraft und des menschlichen Selbstvertrauens; namentlich tief empfanden das religiöse Kreise. Ihr frommer Sinn sah in dem kühnen Vordringen der Menschheit eine Überspannung menschlichen Vermögens, eine Überschreitung naturgewiesener Schranken, die Einbildung voller Selbstgenugsamkeit; es entstand ihnen die Frage, ob die Kultur mit ihrer unbemessenen Steigerung der Kraft die Menschen nicht trotziger, gieriger und selbstischer macht, ja ob sie nicht in einem prinzipiellen Gegensatz zur Moral steht, insofern diese eine Anerkennung von Schranken und eine Unterordnung unter allgemeine Normen verlangt, die Kultur aber alle Einschränkung als ein Hemmnis betrachtet, das überwunden werden muß.

So entwickeln sich kulturfeindliche Stimmungen, die gewöhnlich die Bewegung als ein bloßer Unterstrom begleiten, von Zeit zu Zeit aber stürmisch hervorbrechen und die Menschheit überwältigend fortreißen. Sie haben aber auch ihr Recht, denn es ist in der Tat unleugbar, daß durch das Eindringen kleinmenschlicher Interessen in die Kulturarbeit die genannten Schäden der Kultur in Geltung bleiben. Vielleicht kommen wir daher einen Schritt weiter, wenn wir das Verhältnis von Mensch und Kultur erst einmal ins Auge fassen.

Bei dem Verhältnis von Mensch und Kultur scheinen nur zwei Antworten denkbar: entweder die Kultur ist für den Menschen, oder der Mensch ist für die

Kultur da. Wäre keins von beiden möglich, so wird die Lage völlig ratlos. Nun aber ist keins von beiden möglich, wie sich gleich zeigen wird.

Die Kultur ist nicht ein bloßes Mittel für den Menschen; denn dies könnte nur besagen, daß sie seinem Wohl zu dienen, sein Glück zu erhöhen habe. Dagegen aber ist erstens einzuwenden, daß die Kultur nicht glücklich macht, denn sie macht unsägliche Mühe und Arbeit, sie verwickelt in Sorgen und Aufregungen, sie verlangt Gehorsam und Opfer; sollte das alles der richtigste Weg zur Behaglichkeit und Zufriedenheit sein? Zweitens ist aber auch unstreitig, daß ein Voranstellen der Glücksfrage die Kultur nur schädigen kann; das Sichversteifen auf das Glück des Einzelnen macht das Leben zugleich eng und weichlich, es muß, konsequent durchgeführt, allen Zusammenstoß und alle Opfer scheuen, es kann selbst den sachlichen Zwang der Arbeit nicht ertragen. In dieser Weise geht es demnach nicht; sehen wir also zu, ob wir in der entgegengesetzten Richtung weiter gelangen, ob die Kultur zur Hauptsache werden und sich des Menschen als eines Mittels und Werkzeugs bedienen kann. Viele meinen das in der Tat, und sie haben einen festen Halt und Trost in der Überzeugung, daß durch alles Mühen und Sorgen der Menschen, durch das Werden und Vergehen der Geschlechter die Kultur in sicherem Zuge fortschreite, und daß solches Aufsteigen des Ganzen zu immer weiteren Höhen aller Arbeit einen Wert verleihe. Diese Überzeugung ersetzt ihnen den religiösen Glauben und hebt sie über viele trübe Lagen des Augenblicks hinaus. Aber auch hier läßt eine nähere Betrachtung Bedenken über Bedenken aufsteigen. Bewegen kann es uns schließlich doch wohl nur, was irgendwie unser Selbst angeht. Eine feste Beziehung zu unserm Selbst müßte also auch eine Kultur besitzen, die unser ganzes Sinnen und Denken beherrschen möchte. Wird es nun aber nicht zu einem wunderlichen Widerspruch, wenn wir geheißen werden, mit aller Kraft für eine Sache zu arbeiten, die niemandes eigene Sache ist, Zeiten zu dienen, die wir nicht kennen, und die vielleicht alle unsre Unternehmen für töricht erklären, die selbst ebensowenig wissen, was aus dem Ganzen herauskommt, die nicht anders wie wir dem Moloch Kultur aufgeopfert werden? So erweist sich die Abstraktion eines von der Menschheit abgelösten Kulturprozesses als eine große Illusion, als das Trugbild einer Fata morgana.

So entsteht ein böses Dilemma; keiner der beiden möglichen Wege erweist sich als gangbar, hier wie da gerät das Leben in ein unaufhaltsames Sinken. Der Mensch zerstört die Kultur, wo er sie zu einem bloßen Mittel macht, die Kultur entseelt den Menschen, indem sie ihn zu einem bloßen Werkzeug herabdrückt, und verfällt zugleich selbst ins Schattenhafte und Leere. Der Gegensatz ist unerträglich und muß irgendwie überwunden werden, aber das Wie liegt einstweilen im vollen Dunkel. So hat diese Betrachtung die Zweifel gegen die Kulturidee nur noch gesteigert. Sehen wir zu, ob vielleicht ein näheres Eingehen auf den bisher nicht erörterten Inhalt der Kultur sie zu mildern vermag.

Aus der Fülle des geschichtlichen Lebens heben sich in dieser Hinsicht namentlich drei Gestalten hervor, drei Typen, die, einmal entwickelt, alles folgende Leben begleiten: eine künstlerische, eine ethische und eine dynamische Art; im Griechentum, Christentum und modernen Leben haben sie eine geschichtliche Verkörperung gefunden.

Den Kern des Geisteslebens bildet im Griechentum die Verbindung der von der Natur entgegengebrachten Elemente zu einem harmonisch gegliederten, von innerem Leben erfüllten Ganzen. Ganz anders ist es im Christentum; hier genügt es nicht, ein von der Natur übernommenes Sein weiterzuführen und zu vollenden, sondern es gilt ein völlig neues Leben zu erringen, eine neue Welt des sittlichen Geistes gegenüber dem natürlichen Dasein aufzubauen. Der Neuzeit wieder wird zur Hauptaufgabe die Steigerung des Lebens ins Unermeßliche. Das vor allem erhebt hier den Menschen über die Natur, daß bei dieser das Leben in gegebenen und gemessenen Bahnen verläuft, seine Kraft dagegen es unbegrenzt zu steigern, ihm neue Anfänge zu setzen und neue Wege zu bahnen vermag. Der Gedanke eines rastlosen Fortschritts fließt mit dem der Kultur zusammen und läßt die Tätigkeit gewaltig anschwellen.

Diesen drei geschichtlichen Bildungen liegen offenbar ewige Wahrheiten zu grunde, die, einmal für die Menschheit belebt, ihr nicht so leicht entschwinden können. Aber will jede einzelne das Leben beherrschen, so wird ein Kampf aller gegen alle unvermeidlich. Die künstlerische Kultur wird die ethische für eng und düster, die dynamische für form- und ruhelos erklären, der ethischen wird die künstlerische als zu flach und naturgebunden, die dynamische als trotzig und selbstisch gelten, die dynamische wird in den andern Formen zu wenig Forttrieb und Bewegung finden. Wir sehen damit auch hier, die Frage nach dem Inhalt der Kultur steigert die Verwicklungen, die sie mildern sollte. Charakteristische Züge haben sich herausgebildet und halten uns fest, aber sie stoßen einander viel zu sehr ab, um unmittelbar in ein Ganzes zusammengehen zu können. Und doch bedarf es eines solchen notwendig zur Einheit unseres Wesens, was wir heute besonders peinlich empfinden; denn der Mangel einer beherrschenden Kulturidee bringt mit sich den einer geschlossenen Gedankenwelt, auch den Mangel kräftiger Ideale.

So geraten wir von allen Seiten ins Gedränge. Unsicher ist der Wert der Kultur, unsicher ihr Verhältnis zum Menschen, unsicher auch ihr näherer Inhalt. Nur die Überzeugung hätten wir gewonnen, daß die Kultur keine gegebene Größe ist, die wir uns mühelos aneignen könnten, und bei der nur ein überkommener Faden weiterzuführen wäre, sondern sie erscheint als ein ungeheures Problem. Es gilt also eine Überlegenheit gegen diese Lage zu erringen, um der Gegensätze Herr zu werden, die uns sonst zu zermalmen drohen.

Damit ergeben sich nun folgende Forderungen für ein wahrhaftiges Kulturleben.

Die Kultur kann sich den Widersprüchen unmöglich entwinden, solange sie sich eine Selbstgenugsamkeit zutraut und allein auf ihr eigenes Vermögen stellt; es gilt ihr einen tieferen Grund zu geben. Diesen aber kann lediglich ein bei sich selbst befindliches Geistesleben gewähren, ein Geistesleben, das nicht irgendwelchen Aufputz der menschlichen Lage bringt, sondern eine neue Stufe der Wirklichkeit einführt. Die Kultur hat dann die Aufgabe, dieses Geistesleben der Menschheit zu vermitteln, es in der Lage und unter den Bedingungen des menschlichen Daseins zu entwickeln, dieses Dasein möglichst jener Stufe zuzuführen. Soll in der Kultur nicht bloß der Mensch einer fremden Wirklichkeit irgendwelche selbstgesponnene Gedanken anhängen und mit seinem ganzen Streben nach Wahrheit ins Leere fallen, so ist jene Begründung der

Kultur in einem selbständigen Geistesleben unentbehrlich. Echt ist die Kultur, die den Zusammenhang mit dem begründenden Geistesleben wahrt und seiner Entfaltung dient, unecht, die unter die Zwecke des bloßen Menschen gerät und auch das Geistesleben dahin herabzieht.

Wird so die Kultur auf ein selbständiges Geistesleben gegründet, so hat sie vor allem von seiner Eigentümlichkeit ihre nähere Gestaltung zu erwarten. Nun erkannten wir bereits früher im Geistesleben eine Wendung der Wirklichkeit zu ihrer eigenen Tiefe, die Herausarbeitung einer Innerlichkeit, wodurch die Welt erst einen Inhalt und Sinn bekommt. Die erste Folgerung daraus ist, daß die Kultur den Menschen nicht sowohl zu neuen Leistungen aufzurufen, als ihn zu einer neuen Art des Lebens, zu einem Leben von innen her und aus dem Ganzen, zu einem geistigen Beisichselbstsein zu führen habe. Je höher aber damit der Anspruch gestellt wird, desto deutlicher wird, wie schwere Aufgaben die Erringung einer solchen wesenhaften Kultur für den an das unmittelbare Dasein gebundenen und auch für den Fortgang seines Lebens darauf angewiesenen Menschen in sich trägt. Das Wirken aus dem Ganzen für das Ganze, das Getriebenwerden durch die innere Notwendigkeit der Wahrheit, das alles geistige Leben und Schaffen tragen und beseelen muß, stößt hart zusammen mit dem Naturtriebe der Selbsterhaltung und des Egoismus; eine völlige Umwälzung wird damit unerläßlich und erweist sich als die Grundbedingung alles echten Geisteslebens; das hebt die ethische Aufgabe, und zwar nicht bloß in ihrer eigenen Schätzung weit über alles übrige hinaus. Aber zugleich behauptet die Kunst eine selbständige Bedeutung. Was im Menschen an Geistigkeit aufstrebt, das hat zunächst ein rohes und seelenloses Dasein neben sich und verbleibt daher selbst in einem Stande der Halbwirklichkeit; erst das künstlerische Bilden, das weit über die eigentliche Kunst hinausreicht, bringt die verschiedenen Seiten und Stufen in Wechselwirkung, gestaltet in der Berührung das Innere, belebt das Äußere und führt damit das Leben in sich selbst zusammen. Endlich aber behauptet auch die Aufgabe der Lebenssteigerung eine selbständige Bedeutung. Zum Geistesleben gehört volle Beherrschung der Wirklichkeit; der Mensch des unmittelbaren Daseins aber steht unter zahlreichen Bedingungen und Einschränkungen, er ist an jener Aufgabe gemessen von kläglicher Mattheit und Schwäche. So bedarf es notwendig einer Steigerung seiner Kraft, einer Erweiterung seines Daseins, einer Belebung alles Schlummernden. Ist es verwunderlich, daß dies ganzen Zeiten die Seele aller Kultur zu bedeuten schien? Aus solchem Nebeneinander verschiedener Lebensrichtungen müssen schroffe Spannungen und harte Zusammenstöße erwachsen, zumal wo sie als Selbstzweck aufzutreten streben, aber wenn dieser Kampf selbst auch unvermeidlich ist, so ist doch aufs Dringendste zu verlangen, daß etwas dem Kampf überlegen bleibe. Das aber kann nur der die ganze Kultur tragende, selbständige Hintergrund, das seine eigene Wirklichkeit habende Geistesleben. Nur wo die Teilkulturen sich als Entfaltungen einer überragenden Geisteswelt fühlen und den Zusammenhang mit ihr nicht aus den Augen verlieren, haben sie Wert und Bedeutung. Ohne die Gegenwart einer wesenhaften Geisteswelt droht die ethische Lebensbewegung zum bloßen Gesetzes- und Formelwesen zu werden, zur Einengung und Bedrückung zu wirken, auch in einen selbst-

gerechten Phariſäismus auszulaufen; die künſtleriſche Geſtaltung führt, auf ſich allein geſtellt, das Leben unvermeidlich ins Genießende, Weichliche, Spielende, die dynamiſche ins Selbſtiſche, Wilde, Brutale. Es hängt die Wahrheit der Teilkulturen daran, daß ſie eine Weſens- und Geſamtkultur hinter ſich haben, daß jene Zurückverlegung der Kultur erfolge, die nur durch Anknüpfung an ein ſelbſtändiges Geiſtesleben möglich wird.

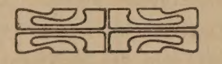
Was die Idee ſolcher zugleich ſubſtantiellen und univerſalen Kultur in ihrem Gegenſatz zur erſten Kulturlage an Folgen und Forderungen mit ſich bringt, das ſoll uns nun weiter beſchäftigen. Die Kultur wird ſowohl in ihre Mittel und Träger, als in ihren Inhalt zu verfolgen ſein. Dort ſind die Probleme von Geſchichte und Geſellſchaft, hier die von Kunſt und Moral, und bezüglich des Trägers der Kultur noch näher die der Perſönlichkeit und der Willensfreiheit zu erörtern.

b) Das Verhältnis des gegenwärtigen Menſchen zur Geſchichte iſt voller Verworrenheit. Wir hängen an der Geſchichte und leben von der Geſchichte, aber zugleich fühlen wir unſer eigenes Leben durch ſie aufs Stärkſte bedrückt und möchten dieſe Laſt abſchütteln; indem wir das aber unternehmen, drohen wir der Leere des bloßen Augenblicks zu verfallen und flüchten dann doch lieber zur Geſchichte zurück. So werden wir haltlos von einem zum andern geworfen, eine Lage, in der feſtes Handeln und großes Schaffen unmöglich gedeihen können. Wir können die Geſchichte weder feſthalten noch entbehren; wir geraten ins Leere, wo wir ſie abſchütteln, wir verfallen einem Schattenleben, wo wir uns ihr anſchmiegen. Die Durchſchnittsart mag ſich demgegenüber mit Kompromiſſen behelfen und ſich ein Mittelding von Freiheit und Knechtſchaft gefallen laſſen, eine energiſchere Denkweiſe wird die Unmöglichkeit eines Kompromiſſes durchſchauen und auf einer innern Überwindung des Gegenſatzes beſtehen. Iſt aber eine Befreiung von der Geſchichte möglich, die zugleich eine Verſöhnung mit der Geſchichte bedeutet? Kann das Leben eine Übergeſchichtlichkeit erreichen und zugleich der Geſchichte einen Wert belaſſen? Sehen wir, ob der Zuſammenhang unſerer Unterſuchung irgendwelche Anhaltspunkte dafür gewährt!

Es handelt ſich aber dabei beſonders darum, ob das menſchliche Leben ſich irgend der Geſchichte zu entwinden und ihr ſelbſtändig gegenüberzutreten vermag. Die Beantwortung dieſer Frage hängt wieder davon ab, wie über das Ganze des menſchlichen Lebens gedacht wird. Gehört der Menſch ganz und gar zur Natur, ſo bleibt er unrettbar dem Strom der Zeit verfallen und kann ſich daraus nie zu einem ſelbſteigenen Leben emporringen. Überſchritte er ferner die Natur nur durch einzelne Eigenſchaften, die nicht im Ganzen eines Lebens und Seins gegründet wären, ſo käme er vielleicht zu irgendwelchem Hinausſtreben, aber nie zu einer wahrhaftigen Befreiung von der Zeit. Die einzige Möglichkeit deſſen gewährt das Beſtehen und die Anerkennung einer ſelbſtändigen Geiſteswelt, wie ſie den Hauptvorwurf unſerer ganzen Unterſuchung bildet; gehört doch die Erhebung über die Zeit und ein Wirken zeitloſer Ordnung weſentlich zum Charakter des Geiſteslebens. Durchgängig wird hier dem Streben die Richtung auf ein zeitlos Gültiges gegeben, nie kann hier eine Leiſtung auf dem Boden der Geſchichte eine Wahrheit und ein Recht begründen, ſondern die Wahrheit will hier durchaus unmittelbar, von einem

ursprünglichen Leben her, dargetan sein. So kann in diesem Gebiete nie die Vergangenheit zum Ersatz der Gegenwart dienen, und nie das Heute aus dem Gestern wie eine Frucht aus der Blüte hervorwachsen. Was frühere Zeiten an geistigem Leben aufbrachten, besteht keineswegs dadurch fort, daß es einmal da war; hier gilt nicht das Beharrungsgesetz der Natur, wonach jedes Ding den vorhandenen Zustand behält, bis es darin von außen her verändert wird. Vielmehr gilt hier die andere Ordnung, daß sofort sinkt und immer weiter sinkt, was nicht immer von neuem in eigenes Leben und Tun verwandelt wird. Das aber besagt zugleich, daß alles Geistesleben aus unmittelbarer Gegenwart hervorgehen muß, daß jede Verdunkelung dessen eine Abschwächung seines unterscheidenden Charakters bewirkt. Auch innerhalb der menschlichen Erfahrung ist deutlich genug, daß weniger die Vergangenheit über die Gegenwart als diese über jene entscheidet, daß sich demnach mit der geistigen Art der Gegenwart das Bild der Vergangenheit unablässig verschiebt. Wie Verschiedenes wurde am klassischen Altertum gesehen und geschätzt, je nach den Interessen und Bedürfnissen des eigenen Lebens! Die Scholastik suchte in ihm eine weltliche Kultur zur Ergänzung einer religiösen Lebensordnung, die Renaissance eine Unterstützung ihres Verlangens nach Leben und Schönheit, die Aufklärung schätzt an ihm die Klarheit und Nützlichkeit, der deutsche Humanismus flüchtete sich zu ihm aus der Künstlichkeit modernen Lebens als zu einer lauteren, einfachen, großen Natur. So erschloß das Altertum jedem verschiedene Seiten, aber es gab und gibt auch recht viele, denen es inmitten aller Emsigkeit gelehrter Beschäftigung geistig gar nichts erschließt, nichts erschließen kann, weil sie ihm kein selbständiges Leben entgegenbringen. Daran also liegt alles, und so bleibt immer weitaus die Hauptsache der Besitz einer Gegenwart, und zwar einer geistig ausgeprägten Gegenwart. Diese Prägung aber kann niemand anders vollziehen als wir Lebenden und Handelnden selbst. Eine geistige Gegenwart fällt nicht zu, sie will errungen sein, auch ist sie nicht ein bloßer Augenblick, sondern eine Befestigung gegenüber dem Augenblick, ein Leben sub specie aeterni. Ein solches Leben aber wäre nun und nimmer erreichbar, ja selbst das Streben danach würde eine Torheit, bestände nicht als eine neue Art der Wirklichkeit eine ewige Ordnung, und wäre sie nicht auch innerhalb unseres Lebensbereiches gegenwärtig. Ohne das also gibt es keinerlei Befreiung von der Geschichte, während wir mit der Wendung dahin einen sicheren Standort ihr gegenüber erreichen. Demnach ist die Zeit für uns nicht sowohl ein starres Schicksal als ein Problem. Wie weit aber das Leben die Zeit überwindet und eine überzeitliche Gegenwart gewinnt, das hängt vor allem an der geistigen Kraft, die der Lebensprozeß aufzubieten vermag; bei uns selbst steht es schließlich, ob der Schwerpunkt unseres Seins ins Vergängliche oder Unvergängliche fällt. (Fortsetzung folgt.)

O. Siebert.



Zu den Tiefen der Gottheit.

(Schluß.)

Der tiefer schauende Mensch verlangt nun auch, möglichst klare Erkenntnis der Leben schaffenden Urkraft zu gewinnen. Da haben wir zu bedenken, daß auch hier wie überall gilt: In ihrem Wirken entfaltet sich das Wesen der Kraft. Demnach kommt uns zu all den schon aus der Betrachtung der anorganischen Natur gewonnenen Eigenschaften der göttlichen Urkraft noch hinzu das „Leben-schaffen". — Oder dürften wir argwöhnen, daß es eine andere Urkraft neben jener sei, die das Leben verursache? Diese Annahme ist ausgeschlossen durch die Tatsache des inneren Zusammenhanges zwischen dem Anorganischen und der Lebenskraft. Rein unbegreiflich wäre die doch in Wahrheit vorhandene Fähigkeit der organischen Kraft, die Stoffkräfte in ihren Dienst zu nehmen, das Verhalten der Stoffe zu modifizieren, rein unbegreiflich auch die Zugänglichkeit der Elemente für das Leben oder sozusagen die Dienstwilligkeit der Stoffkräfte für die Lebenskraft, wenn nicht beide voneinander so verschiedene Kraftarten gemeinsamen Ursprung hätten.

So führt uns denn die sorgfältige, wahrhaft „exakte" Naturbeobachtung und die strenge Durchführung des Kausalgesetzes zu derselben Wahrheit, auf die Christus hinweisen will mit jenem Worte: „Der Vater hat das Leben in ihm selber." Und doch leitet dieses Wort den Wahrheit suchenden Geist in noch viel tiefere Tiefe der Gottheit, als wir bisher ermessen haben. Denn wir haben in den vorstehenden Betrachtungen uns doch bis jetzt nur mit den unvollkommeneren, allgemeinern Stufen des Lebendigen beschäftigt. Christus aber spricht dort (Joh. 5, 26) von der höchsten vollkommenen Art des Lebens, zu dessen Entfaltung allerdings auch der ganze natürliche Apparat des lebenden Organismus erforderlich ist.

Schon auf der Stufe der niederen Tiere, ja auch der Pflanzen, finden wir den organischen Apparat und die organischen Funktionen (gesetzmäßige Tätigkeiten) im einzelnen und im ganzen so merkwürdig zweckdienlich, so über alle Maßen fein, daß wir nur immer aufs neue staunen müssen, je tiefer die jetzt so eifrige und erfolgreiche Forschung dringt, sowohl die anatomische als auch die physiologische und neuerdings auch die biologische. — Es ist eine lange Stufenfolge der Ausbildung und der Befähigung der Organismen. Schon das geringste Empfinden hat noch Vorstufen von empfindungslosem Einflußerleiden. Dann im Leben der Einzelwesen wie im Leben der Gattung bis hinauf zu dem Menschen: welch ein Aufstieg zu immer höherer Fähigkeit der organischen Kraft, die wir, sobald sie sich zur Empfindung erhoben hat, mit dem besondern Namen „Seele" bezeichnen. Empfindung wird zur Wahrnehmung; Wahrnehmung zur Vorstellung; es bleiben Erinnerungsbilder, die sich auch ohne neuen Reiz wiederholen lassen. Wird das Erinnerungsbild durch Ausscheidung der zufälligen Eigenschaften des einzelnen Dinges immer allgemeiner, zugleich auch immer unabhängiger von der sinnlichen Wahrnehmung, so ist das der Übergang zur Bildung von Begriffen, zu dem sogenannten „abstrakten" Denken (d. i. dem von den Gegenständen losgelösten Denken).

Damit steigert sich zugleich die Fähigkeit des Erkennens: die Menschenseele ist im stande, nicht nur die Wirkungen der Außenwelt wahrzunehmen, sondern auch ihre eigenen inneren Zustände und Tätigkeiten zu erkennen. Das Tier hat ja auch Eindrücke, Wahrnehmungen, Vorstellungen, Erinnerungen, also Kenntnis von seiner Außenwelt, auch von seinem eigenen körperlichen Befinden — aber nie von seiner Seelentätigkeit. Hier ist die (so weit wir wissen: unüberschreitbare) Grenzlinie zwischen Tierheit und Menschheit. Die zur Selbstwahrnehmung aufgewachte, ihrer selbst bewußt gewordene Seele nennen wir „Geist".

Daß der Menschengeist eine wirkliche Kraft ist, kann von keinem Vernünftigen bezweifelt werden, wenn auch kurzsichtige, befangene „Materialisten" seine Entstehung aus Atomfunktionen, d. h. rein stofflichen Vorgängen erklären zu können geglaubt haben und seine Auflösung in Stoffkräfte als gewiß behaupten. — Daß die organische Kraft auch auf den untersten Stufen des Lebens wesentlich verschieden ist von den Stoffkräften und also auch nicht als ein bloßes Ergebnis derselben angesehen werden kann, ist bereits nachgewiesen; noch viel weniger ist der materialistische Erklärungsversuch für die höheren Stufen des Lebens, für das seelische oder gar geistige Leben ausreichend.

Die Frage nach der Dauer oder Wiederauflösung des Geistes aber dürfen wir hier beiseite lassen; wollen nur kurz daran erinnern, daß wirkliche Kraft wohl Wirksamkeitsänderung, aber keine Vernichtung erleiden kann. Augenblicklich handelt es sich uns nicht um Vergangenheits- und Zukunftsfragen, sondern wir bedenken den Gegenwartsstand und verlangen die schlichte klare Anerkennung, die eben kein Vernünftiger ablehnen kann, daß der tätige Menschengeist eine irgendwie zustande gekommene wirkliche Kraft, eine „Realität" ist.

Diese aber hat notwendigerweise eine bewirkende, **schöpferische Ursache.** Es ist im letzten Grunde eben dieselbe Urkraft, zu der wir schon durch Betrachtung der Körperwelt und des Lebendigen geführt wurden. (Das folgt aus dem tatsächlichen Zusammenhange des geistigen Lebens mit dem seelischen und leiblichen.) Nunmehr aber eröffnet uns gerade das jetzt in Betracht gezogene menschliche Geistesleben noch eine tiefere Einsicht in das Wesen derselbigen Urkraft. Wäre sie nur von der Art elementarer Kraft oder auch der vegetativen oder animalischen Lebenskraft analog, dann könnte sie kein Geistesleben hervorbringen. Sie muß vielmehr selber Geisteswesen in sich schließen.

Selbstverständlich ist aber dies Geisteswesen doch darin von dem uns bekannten menschlichen Geiste verschieden, daß es nicht erst durch den Dienst eines organischen Apparates zustande kommt, auch nicht eine allmähliche, in Abhängigkeit von der Außenwelt fortschreitende Entwicklung hat. Den Unterschied der geistigen Urkraft und des menschlichen Geistes können wir uns wohl ein wenig verständlich machen, wenn wir dazu in Parallele stellen das Verhältnis, in welchem z. B. eine starke, zur Betätigung drängende Liebesgesinnung zu den einzelnen, durch die Zeitumstände bedingten Liebestaten steht. Wie es dabei ein großer Irrtum wäre, wenn jemand die gesamte kraftvoll treibende, aber noch verborgene Gesinnung für etwas Geringeres, Schwächeres als die einzelnen Betätigungen erachten wollte: so

würde es auch ein großer Irrtum sein, wenn jemand dächte, die geistige Urkraft sei inhaltsleerer, habe weniger Wirklichkeit als die von ihr hervorgetriebene, zur Entfaltung gebrachten Einzelwesen! Gerade das Gegenteil ist wahr. Wer in dem Worte Christi **„Gott ist Geist"** den Begriff „Geist" etwa nur in dem Sinne unserer menschlichen Erfahrung versteht, der hat den Vollgehalt des Wortes in Wahrheit noch nicht einmal ganz erfaßt. Es weist uns in noch tiefere Tiefen.

Je mehr zu unseren Zeiten die Welterforschung in die Weite und in die Breite vordringt, desto mehr sollte sie auch in die Tiefe gehen. Es dürfte nicht geschehen, daß unser Denken gleichsam lahm wird und irgendwo auf der Linie der Kausalität Halt macht, oder gar es ganz unterläßt, die allerwichtigste Kausaldimension, die Daseinsbegründung, überhaupt zu beachten und zu verfolgen. Immer wieder sollten wir uns darauf besinnen, daß unser eigenes Geistesleben eine Wirkung der göttlichen Urkraft ist und daß es uns Kunde gibt von deren geistigem Charakter. — Solch ein wiederholtes Nachdenken und Verfolgen der Kausalität hat großen Erkenntniswert. Zugleich aber ist es auch wohl geeignet, einem ernsten, nach Gott verlangenden und doch von Gott entwöhnten Menschen wieder Antrieb zu geben und Mut zu machen zu einer Anrede des großen, ewigen, allgegenwärtigen, Leben und Geist schaffenden Gottes, der ja ganz unzweifelhaft — das eigene gegenwärtige leibliche und geistige Leben bezeugt es uns — auch gerade in dem Augenblicke mit seinem Wirken auf die zu ihm aufschauende menschliche Kreatur gerichtet ist und der jede ausgesprochene und jede unausgesprochene Geistesregung des Menschen so gut versteht, nein, besser versteht als ein liebreicher, verständiger Vater das Lachen und das Weinen seines unmündigen Kindes versteht, obgleich er sich selber nicht ebenso zu äußern pflegt und ihm auch nicht in ebensolcher Weise antwortet — sondern anders antwortet!

Wiederholt ist es ausgesprochen worden und wird allgemein anerkannt, daß es in der Wirklichkeit keinen eigenschaftslosen Stoff gibt. Ebenso gewiß aber ist die damit zusammenhängende Wahrheit, daß es keine unbestimmte, richtungslose Kraft gibt. Jede Kraft, die elementare wie jegliche organische, hat ihre Eigenart, die sie je nach den obwaltenden Umständen entfaltet. So soll man sich auch vor dem (nur aus Mangel an bestimmtem Wissen entspringenden) Wahne hüten, daß die „Allmacht Gottes", von der wir von Jugend auf so oft gehört haben, nur eine unbestimmte, für allerlei Wirkungen zur Verfügung stehende, unerschöpfliche Kraft sei. Vielmehr hat die unendliche Kraft des Urgrundes ganz bestimmte Art und Richtung. Was im tiefsten Grunde ihr Wesen ist, hat uns Christus gesagt und gezeigt. Teilweise Erkenntnis davon hatten auch vor ihm und haben auch ohne ihn die Heiden, wie Paulus (Röm. 1, 19 u. 20) schreibt, daß das „erkennbare Wesen" Gottes, „seine ewige Kraft und Gottheit" ihnen offenbar sei. Die Welt in ihrem Aufbau und ihrem Entwicklungsgange ist seine Offenbarung. Fürwahr es lohnt sich, es erfüllt mit heller Freude, diesen sinnvollen, wunderbaren, großen Aufbau zu betrachten und den Gang der Entwicklung im einzelnen und im ganzen immer mehr zu erforschen, den Zusammenhang des elementaren, des organischen und des geistigen Lebens, kurz den ganzen Weltplan zu überdenken! Wer aber bei solchem Anschauen und Nachdenken auch dessen sich bewußt wird, daß die höchste

Stufe dieses ganzen bewegten und lebensvollen Universums die Menschheit ist und sein eigenes Wesen, und wer dann gerade daraus auch Anlaß nimmt, all das Wirken Gottes, das in Vergangenheit und Gegenwart auf dieses Ziel gerichtet war und ist, zu bedenken — dem muß doch wohl ein Dankgefühl aufsteigen, eine Stimmung des Anbetens und Lobens! und dies ganz besonders dann, wenn die Seele zugleich auch durch sinnlichen Eindruck angeregt und erhoben ist, durch Anblick des unendlich tiefen Sternenhimmels, durch die Schönheit der Erde, durch den Kampf der Elemente, durch die Fülle der lebenden Natur. Ja, „die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündet seiner Hände Werk". „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll deiner Güter" — ja: voll deiner Güte!

Gern möchte man wohl in solcher Stimmung verharren, wo man etwas davon ahnt, daß Gott Liebe ist — aber die rauhe, herbe Wirklichkeit bringt uns auf andere Gedanken. Schrille Mißklänge gehen durch die Welt und stören die Jubelharmonie. Nicht Einbildungen sind es, nicht finstere Träume, sondern schmerzliche Wirklichkeit. Alles Lebende muß auch einmal sterben und allermeist ist das Sterben mit Schmerz und mit Angst verbunden. Jeder einzelne Fall, den wir vor Augen haben, und jedes Massensterben, von dem wir hören, wo die Erde bebt und Tausende unter Trümmern begraben werden, wo Schiffe scheitern und der Verzweiflungskampf um die Rettung losbricht, wo vollends Habgier der Eroberer Kriegsjammer über ganze Völker bringt oder die Grausamkeit der Stärkeren die Schwächeren in Sklavenketten schlägt — all das tausendfache Leid, das der Naturlauf oder menschlicher Frevel heraufführt, ist uns ein Widerspruch gegen das schöne, herzgewinnende Wort: Gott ist Liebe!

Nein, sagen Viele; unmöglich ist Gott die Liebe, da er solches geschehen läßt und erhört nicht das Hilferufen der Geängsteten! oder aber, wenn er doch die Liebe ist, dann ist er nicht allmächtig, sondern ohnmächtig, wenn nicht gar blind und taub! — Ist solche Rede recht? oder kann sie widerlegt werden?

Laßt uns prüfen, worauf denn die Aussage, daß Gottes Wesen „Liebe" sei, sich gründet. Man könnte sagen: Liebe ist die Selbsthingabe eines Wesens an andere und gerade diese vollzieht sich doch darin, daß Gott seine Kraft und Wesensfülle in die Welt der Einzeldinge ergehen läßt. — Das ist allerdings vollkommen richtig. Aber solch ein logischer (rein begrifflicher) Beweis hat den Eindrücken des Lebens gegenüber doch keine rechte Überzeugungskraft. Wir verlangen Erfahrungstatsachen, die sicher zu deuten sind.

Da liegt nun die unzweifelhafte Tatsache vor, daß die höchste Enfaltung der schöpferischen Wirksamkeit, nämlich das Menschengeschlecht gerade darin von den niederen Naturwesen sich unterscheidet, daß bei jenen allein der Selbsterhaltungstrieb ohne alle Rücksichtnahme auf die anderen Wesen herrscht, der Mensch hingegen seine höchste Befriedigung, sein höchstes Glück in der selbstlosen Fürsorge für andere findet; nicht in der Unterdrückung und Ausbeutung. Das ist eine harmonische Krönung des wilden Spiels der Welt. Schon das Wohlgefallen, die innere Zustimmung, womit auch selbstsüchtige,

und selber ganz rücksichtslos handelnde Menschen solch ein liebreiches Tun wenigstens bei anderen sehen, bezeugt den Beruf, die eigentliche Bestimmung des Menschen. Ist das aber — nämlich liebreiches Handeln — das höchste Ziel der Menschheit und zugleich das höchste Ziel der Schöpfung, dann muß auch das Wesen der schaffenden persönlichen Urkraft „Liebe“ sein.

Derjenige aber, der durch sein geschriebenes Wort unserm Denken zuerst diese Richtung gegeben hat, der Jünger Johannes, hat eine ganz besondere, eine überwältigend mächtige und unvergleichlich klare Tatsache vor Augen gehabt, wodurch ihm selber die Wahrheit, daß Gottes Wesen Liebe ist, bezeugt war: die Tatsache des Lebens Jesu Christi samt seinem Sterben!

Steht uns nun aber die Gottesliebe unzweifelhaft fest, so bedrängt uns die andere Frage: Woher kommt es denn, daß so vieles geschieht, was der Liebe widerspricht? Darauf gibt es nur die eine Antwort, die uns zunächst erschrecken kann: Gott kann es nicht hindern. — Wie? Der allmächtige Gott sollte in irgend einem Stücke machtlos sein?! Ja — aber in einer Sache, worin er selber seiner Macht Schranken gesetzt hat und zwar aus Liebe!

Er hat dem Menschen die Freiheit eigener Willensentscheidung gegeben. Er hat die Menschenseele zu der Fähigkeit sich entwickeln lassen, ihre eigenen Regungen zu erkennen und sich des Gegensatzes der natürlichen (sinnlichen, selbstischen) Triebe und des höheren (sittlichen, selbstlosen) Triebes bewußt zu werden; er hat ihr eine Gleichgewichtsmöglichkeit der einander entgegengesetzten Triebe hergestellt, so daß sie dem Zwange des jeweilig stärkeren Triebes entrückt, zwischen Selbstsucht und Liebe, zwischen Gut und Böse selber wählen kann. (Ausführlicher ist diese Sache und unter Berücksichtigung der möglichen Einwände behandelt im 16. Kapitel meines apologetischen Handbuches.) Damit ist aber selbstverständlich auch die Möglichkeit gottwidriger Gesinnung und Handlungsweise gegeben. Ja, die Freiheit ist eine mit Gefahr verbundene Gabe. Aber trotz der Gefahr mußte sie gegeben werden, weil ohne sie beim alleinigen Obwalten eines zwingenden Triebes keine Gottähnlichkeit und keine Seligkeit möglich gewesen wäre. Die Möglichkeit der Auflehnung gegen Gottes Willen war, sozusagen, der Kaufpreis dieses unentbehrlichen Gutes. Und zwar ist sie nicht nur für den Menschen unter Umständen verderbenbringend, sondern ist auch für Gott selber ein Quell von Schmerz und tiefem Mitleid! — Also ein Liebesopfer bedeutet der Akt Gottes, der unsere Freiheit schuf. Das sollten wir nicht vergessen und nicht unterschätzen. Um es recht zu schätzen, dürfen wir an den Schmerz denken, den etwa ein liebreicher Vater fühlt, wenn er sein Kind oder viele seiner Kinder auf bösen und verderblichen Weg geraten sieht.

Neben dem Bösen steht nun aber noch die andere betrübende Tatsache, die uns an der Liebe oder an der Allmacht Gottes irre machen könnte: das Leiden in der Welt. — Ein großer Teil dieses dunkeln Gebietes wird uns aufgehellt, wenn wir bedenken, daß wir der Erziehung bedürfen. Auch die Reinsten und Reifsten sind noch der Heiligung bedürftig und des Näherkommens zu Gott. Gerade aus dem Bewußtsein eines recht ernsten Christen sind die Worte gesprochen: „Ich bin noch sündig, der Erde noch geneigt. Das hat mir bündig dein heil'ger

Geist gezeigt. Ich bin noch nicht genug gereinigt, noch nicht ganz innig mit dir vereinigt ... Ich will mich noch im Leiden üben und dich zeitlebens inbrünstig lieben." Sobald im Leiden, gleichgültig von welcher Art es ist, sei es ein langdauerndes oder ein plötzliches und bald vergangenes, sei es ein Übel des Leibes oder der Seele, sei ein einzelner oder eine Gemeinschaft davon betroffen — sobald es für den Leidenden selbst oder für andere, die es mittragen, mitfühlen müssen, eine erziehliche Bedeutung hat oder doch haben soll, wird es uns verständlich, wird es uns vereinbar mit der göttlichen Liebe! verständlich sogar dann, wenn in erster Linie nicht der besonders Schuldige und Besserungsbedürftige, sondern ein relativ Unschuldiger zu leiden hat. Dem Schuldigen, z. B. einem Vater, der durch offene oder verborgene Sünden die Seinen ins Unglück gebracht hat, müßte das doch zu Herzen gehen; und manchem aus dem sündigen Geschlecht ist's auch schon zu Herzen gegangen, daß der Schuldlose durch seines Volkes und der Menschheit Sünde am Kreuze gestorben und doch nicht verbittert worden, sondern nur immer stärker in der Liebe geworden ist. Freiwilliges Leiden für andere, zumal für die Schuldigen, ist die Krone der Liebe! Das begreift jedes fühlende Menschenherz.

Schwerer aber ist das Leiden zu verstehen, wo es keinerlei erziehliche Bedeutung, keinen „pädagogischen Charakter" hat oder zu haben scheint: also insbesondere das Leiden der Tierwelt. Das hierfür nicht selten in Betracht gezogene Wort des Apostel Paulus (Röm. 8) von dem „ängstlichen Harren der Kreatur" und der Ausblick auf die zukünftige Herrlichkeit kann uns den Anstoß nicht beseitigen. Denn Paulus redet dort gar nicht von der Tierwelt. „Kreatur" bedeutet dort ebenso wie im Kolosserbrief (Kap. 1, 23) und wie im Ev. Marci 16, 15 das gesamte Menschengeschlecht. (Für die Tiere und zwar für die einzelnen, jetzt etwa geängsteten und leidenden Tiere konnte er ja auch keine jenseitige Herrlichkeit in Aussicht stellen; dazu würde er eine persönliche Unsterblichkeit der einzelnen Tierseelen voraussetzen müssen, was in der ganzen Heiligen Schrift nicht geschieht und auch der nie zum Selbstbewußtsein gelangenden Natur der Tiere widersprechen würde.)

Durch andere Betrachtungen aber kommt doch einiges Licht in die dunkle Sache. Einerseits müssen wir uns hüten, das Leiden eines Tieres für ebenso schwer und tief zu halten wie ein entsprechendes Übel von einem denkenden, durch vorwärts und rückwärts gehende Gedanken bedrückten Menschen empfunden würde. Andererseits dürfen wir bei Abschätzung der Gesamtlust und der gesamten Unlust im Tierleben nicht versäumen in Anschlag zu bringen, daß zweifellos schon das Leben selbst, jede ungehinderte naturgemäße Lebensfunktion dem Tier ein Wohlgefühl bedeutet. Wenn aber trotzdem in vielen einzelnen Fällen ein großes Übergewicht des Schmerzes über die Lebensfreuden anerkannt werden muß und wir uns noch immer von der Frage bedrückt fühlen, wie diese so viel Schmerz einschließende Welt von dem Gott der Liebe geordnet und beherrscht sein könne, so kommen wir schließlich zu einer Antwort, die ganz dem entspricht, worauf wir in betreff des Widerspruches der Sünde gegen den heiligen Gotteswillen geführt wurden: Wollte die ewige Liebe ein Geschlecht von Einzelwesen ins Dasein eintreten und zu einem persönlichen Geistesleben d. i. zur Befähigung für göttliche Seligkeit aufsteigen lassen, dann war solch eine

körperliche Welt mit lebenden Wesen dafür die notwendige Vorstufe und Existenzbedingung. Jedes lebende Wesen aber hat notwendigerweise den Lebenskampf zu kämpfen, der nicht ohne Leiden sein kann; und daran hat der allgegenwärtig wirkende Schöpfer auch selbst Anteil! Menschlich geredet: er fühlt es selber geistig (nicht leiblich) mit, was seine Kreaturen an Lust und Leid erleben.

Warum hilft er denn aber nicht dem tausendfachen Jammer, z. B. den tödlich verletzten, langsam schmerzvoll hinsterbenden Kreaturen durch einen sanften schnellen Tod ab?! Das würde doch auch ihn selbst von seinem (geistig) mitgefühlten Schmerz befreien? — Fragt doch einen von Liebeseifer beseelten Mann, der eben ein großes, überaus wichtiges Werk, etwa die Rettung von Schiffbrüchigen oder von Feuerbedrängten oder Schneeverschütteten ausführt, fragt ihn doch, weshalb er seine eigenen Glieder nicht schont, weshalb er nicht auf Stöße und Wunden achtet, weshalb er nicht vorsichtig alles vermeidet, was wehe tut! Einfach, weil all sein Tun und Denken auf so viel Größeres, Wichtigeres gerichtet ist. Was sind denn ein paar Schrammen an der Hand, was sind ihm denn frosterstarrte Finger, was ist ihm Hunger, Durst, Ermattung gegenüber einer Lebensrettung?! Und nun, was die ewige Liebe durch den Weltprozeß erreichen will — was ist dem gegenüber das leibliche, mit seinem Aufhören auch schon vergessene Leiden der untermenschlichen Kreaturen!

Übrigens wird die Erkenntnis, daß die Tierwelt (wenn auch jedes Einzelwesen seinen Lebenszweck in sich selber trägt und zu verwirklichen strebt) insgesamt doch die notwendige Vorbedingung für den Menschen ist, daß sie also um unsertwillen ihr Leben und ihr Leiden trägt, diese Erkenntnis, sage ich, wird uns vor liebloser Härte gegen die Tiere bewahren, wird uns barmherziger gegen sie machen, als wir von Natur sind.

* * *

Wir sind es so gewohnt, bei der Schätzung aller Erlebnisse zu allererst den Gesichtspunkt des leiblichen Wohlergehens im Auge zu haben. Danach und daneben kommt dann wohl auch der Gesichtspunkt idealer Güter mit in Betracht, z. B. die Ehre, die Freiheit des Vaterlandes, z. B. die persönliche oder auch die öffentliche Moral, z. B. Erkenntnis und Bildungsfortschritt. Wenig, recht wenig aber herrscht der Gedanke an unsere höhere Bestimmung zur Gottesgemeinschaft; viel zu wenig wird das Wort 1. Timoth. 6 beachtet und befolgt: „Du Gottesmensch ergreife das ewige Leben.“ Wäre diese unsere Bestimmung individuell und universell uns stärker und herrschender im Bewußtsein, dann käme uns die göttliche Weltregierung in unserm Leben und in der Geschichte der Menschheit nicht ganz so rätselhaft vor. Unsere gegenwärtigen Interessen, die Sorgen und die Wünsche des Erdenlebens, wichtige und geringfügige Dinge liegen uns am Herzen und wir meinen, daß sie auch Gott am Herzen liegen müßten. Gewiß dürfen wir alles, was uns bewegt, vor Gott bringen. Wie aber der Herr Christus im Vater Unser vor das tägliche Brot gestellt hat das Anliegen, daß unser Wille mit dem Willen Gottes übereinstimme, daß die Sache seines Reiches vorwärtskomme, daß seine Offenbarung immer herrlicher und herrschender werde, so müßten auch wir Verständnis gewinnen und

uns immer bewußt bleiben, daß in der Tat der die Welt durchdringende und regierende Gotteswille **auf viel höhere Ziele** als auf unser irdisches Wohlergehen gerichtet ist!

Unzähligen betrübten Menschenherzen hat Paul Gerhardts Lied: „Befiehl du deine Wege“ schon Frieden und Trost gebracht. Doch viel tieferen Frieden würden sie erlangen, wenn sie auch **die** Worte beachteten und zu Herzen nähmen, die man oft nur so gedankenlos mitspricht oder mitsingt: „Auf **sein Werk** mußt du schauen, wenn dein Werk soll bestehn.“ Viele denken überhaupt gar nicht daran, daß die ewige Liebe wirklich auch ein Werk, ein unaussprechlich großes Werk betreibt, obwohl wir Christen doch deutliche Kunde davon haben.

In manchem Gebirgstale wird der Wanderer entzückt durch den Wasserspiegel aufgedämmter Teiche. Beim ersten Eindruck haben viele wohl nur das Bewußtsein, daß das eine rechte Augenweide sei. Manche denken dann vielleicht weiter auch an den Nutzen, den der Besitzer von der Fischzucht habe. Wem aber der Gesamtplan solcher Anlage klar geworden und gegenwärtig ist, daß nämlich solche Wasserregulierung einem großen Bergwerks- und Hüttenbetriebe diene und also vielen hundert Menschen Nutzen schaffe: der erst schätzt den Wert der lieblichen Landschaftsbilder richtig. — So gibt es auch viele Dinge auf Erden und am Himmel, die man zunächst nur als eine erfreuliche, vielleicht auch recht nützliche Sache schätzt; eingehende Forschung eröffnet wohl auch noch manche bedeutsame Beziehung. Aber dann erst durchschaut man recht den ganzen Zusammenhang und auch die Bestimmung aller Einzeldinge, wenn man erkannt hat und sich dessen bewußt bleibt, daß die ganze physische Welt darauf abzielt, daß kreatürliches Geistesleben entstehen und bestehen könne.

Ist aber das Geistesleben (und zwar das rechte, heilige, liebreiche Geistesleben!) Weltzweck und ist das Wirken der Urkraft auf die sittliche Weltordnung gerichtet, die nur oberflächliche Genußmenschen leugnen können: dann ist's auch selbverständlich, daß unsere irdischen Interessen wie Erwerb, Besitz, Lust, Ehre u. s. w., sogar Gesundheit und Leben — ja auch Gesundheit und Leben! — nicht an sich, um ihrer selbst willen Gott am Herzen liegen können, sondern nur falls und soweit sie dem höchsten Zwecke dienen. — Daher sollte es uns nicht befremden und nicht irre machen an der Liebe Gottes, wenn so vieles geschieht, was der Liebe widerspricht; vielmehr sollte jedes Ereignis, welches uns erschüttert oder betrübt oder entrüstet, zugleich auch unsere Gedanken auf die Fährte leiten, daß wir an die Unvermeidlichkeit solcher Vorkommnisse und an das Liebesopfer denken, welches der heilige Gott mit der Zulassung all der schmerzlichen Dinge sich selber auferlegt!

Die Beseitigung dieses Anstoßes ist überaus wichtig. Aber gewiß nicht minder wichtig ist es, daß uns das Wesen der Liebe, der heiligen Liebe recht klar werde. Allermeist hat man nur eine sehr unvollkommene, schwächliche und unreine Vorstellung von der „Liebe“. Darum ist es recht und heilsam, daß Taten der Aufopferung, in denen die selbstlose Gesinnung unverkennbar ist, verkündet und gepriesen werden. „Hoch klingt das Lied vom braven Mann!“ . . . Heilsam aber und am

allerwirksamsten ist und bleibt die sinnende und andächtige Betrachtung von jenem ganzen Menschenleben, welches bis zum letzten Seufzer einzig und allein selbstlose, heilige Liebe war!

Und wenn man dann — bei vereinzelten oder auch bei dauernd ausgeübten, doch immer unvollkommenen Liebestaten, vor allem aber angesichts der einen ununterbrochenen unvergleichlichen Liebestat in der Menschengeschichte — dessen inne wird, daß dazu immer eine **Kraft** gehört, die nicht aus den Atomen entspringt oder aus chemischen Prozessen, auch nicht aus den natürlichen Lebenstrieben: dann muß man wohl merken, daß diese im menschlichen Tun wirksame Kraft **aus Gott** ist.

Wie die organische Kraft das Verhalten der Stoffkräfte im Dienste des natürlichen Lebens reguliert und Funktionen bewirkt, die sich ohne diese Kraft nicht vollziehen würden: so bewirkt die Kraft der Liebe Handlungen des Menschen, die er nach seinen bloßen Naturtrieben nimmermehr vollbringen würde. Wer könnte sich da noch der Erkenntnis verschließen: „Gott ist es, der in euch wirkt"? (Phil. 2, 13.) — Freilich wirkt er nur dann in uns, wenn wir uns bereit finden lassen, dem göttlichen Antriebe zu folgen. Der Einzige, der stetig bereit war, dem inneren Antriebe der ewigen Liebe zu folgen, den heiligen Gotteswillen in seinem inneren und äußeren Leben zu verwirklichen, Jesus Christus, durfte auch mit Wahrheit sagen: „Ich und der Vater sind Eins."

Daß dies „Einssein mit Gott" nicht in dem Sinne einer unterschiedslosen Identität gemeint ist, versteht sich für die Zeit des Erdenlebens Christi ganz von selbst. Wie aber dies Wort für den „Stand seiner Erhöhung" eine noch tiefere Bedeutung bekommen hat, und wie auch wir — das entartete Geschlecht Gottes, durch Christum geheilt und geheiligt — einst **mit Gott Eins** werden, **in Gott leben** werden und **Er in uns**: dem nachzudenken ist den nach Gott Verlangenden nicht verwehrt. Doch eine sichere, d. h. auf Erfahrung gegründete und logisch gewonnene Erkenntnis davon werden wir während unseres Erdenlebens nicht erlangen. Die „Tiefen der Gottheit zu erforschen" — dies selige Geschäft des gottentstammten Menschengeistes vollendet sich hienieden nicht. Genug, wenn wir einst erleben, was wir jetzt nur ahnen.

O. Bertling.



Beitrag zur Glaubwürdigkeit der Geburtsgeschichte Jesu.

In der Dezembernummer von „Glauben und Wissen", Jahrgang 1906, kommen in dem Aufsatze: „Das biblische Wunder und die historische Wissenschaft" auf Seite 397 folgende Sätze vor: „Die wunderbare Empfängnis läßt sich selbstverständlich ebensowenig erkennen nnd bezeugen wie die eigentliche Auferweckung. . .

Die Lösung der Frage ist nur in der Weise möglich, daß mit theologischen Gründen die wunderbare Empfängnis, namentlich aus der Auferstehung gefolgert, die Tatsache mit geschichtlichen Gründen gestützt und gegen wissenschaftliche Angriffe verteidigt wird."

Gestatten Sie mir darum, auch auf ein paar naturwissenschaftliche Hilfsmittel aufmerksam zu machen.

Da ist in erster Linie die Parthenogenesis oder jungfräuliche Zeugung zu nennen, d. h. die Erscheinung, daß die Eizellen in gewöhnlicher Weise sich zu neuen Individuen entwickeln, ohne von einem männlichen Organe befruchtet worden zu sein, wie sie im Tier- und Pflanzenreiche beobachtet wird. Ein weitverbreitetes Beispiel aus dem Tierreiche ist bei den Bienen zu finden. Die Bienenkönigin legt Eier, auch wenn sie nicht befruchtet wurde, und merkwürdigerweise erscheinen aus solchen Eiern nur Männchen, als wolle gleichsam die Natur den eingetretenen Mangel an Männchen dadurch ersetzen und die normale Beschaffenheit und damit normale Entwickelung des Bienenstaates schützen. Die gleiche Eigenschaft besitzt die Arbeitsbiene. Zwar ist sie, ihrer verkümmerten Geschlechtsteile wegen, unfähig, sich mit einem Männchen zu paaren, aber nichtsdestoweniger im stande, bei Eintritt von Weisellosigkeit (Verlust der Königin), im Stocke Eier abzusetzen, aus welchen sich gleichfalls nur Männchen (Drohnen), entwickeln. Es mag dies als ein letztmöglicher, wenn auch in den meisten Fällen erfolgloser Versuch der Natur anzusehen sein, um mit Hilfe der so geborenen Männchen, welche bei einem Nachschwarme auf überzählige Königinnen treffen könnten, wenigstens noch die Art fortzupflanzen.

Bei den niedersten Pflanzen von einfachstem Bau, z. B. den Schizophyten, wozu auch die Bakterien gehören, finden wir überhaupt nur eine ungeschlechtliche Fortpflanzung durch Zellteilung. Der Zellkern teilt sich, und das vorhandene Protoplasma gruppiert sich um die beiden Kerne. Es entsteht dann in der äußeren Zellhaut eine Ringfalte, welche die neue Zelle allmählich abschnürt. Bei einigen Arten verbleiben die neugebildeten Zellen innerhalb der ersten, infolge steter Neubildungen auch stets mehr aufquellenden Zellwand.

Manche niedere Pflanzen haben einen Generationswechsel, d. h. geschlechtliche und ungeschlechtliche Fortpflanzung wechselt miteinander ab. Z. B. bei den Rostpilzen (Uredineae), wozu der bekannte Getreiderost (Puccinia graminis) gehört. Bei den Peronosporeen, in welche Klasse sich der Pilz der Weintrauben-Blattkrankheit (Peronospora viticola) und der Pilz der Kartoffelkrankheit (Phytophtora infestans) einreiht, findet oft geschlechtliche neben ungeschlechtlicher Vermehrung statt. Die gleiche Willkür herrscht bei einigen Fadenalgen (Confervoideen). Auffallenderweise treten bei einer Gattung der letztgenannten Klasse, nämlich bei der Gattung Oedogonium, bei der ungeschlechtlichen Fortpflanzung Gebilde, allgemein Schwärmsporen genannt, auf, welche mit den männlichen Organen der geschlechtlichen Fortpflanzung, den Spermatozoiden, große Ähnlichkeit haben, ein Vorgang, welcher lebhaft an die oben besprochene Erscheinung im Bienenstaate erinnert. —

Auch bei höheren Pflanzen wurde vielfach Entwickelung des Embryos aus dem Ei ohne Mitwirkung des Pollenstaubes beobachtet. „Zuerst wurde dieselbe

von Juel für das Alpen-Ruhrkraut (Antennaria alpina), nachgewiesen. Nach Savnte Murbecks Untersuchungen stellt sich diesem die Gattung Alchemilla mit den der Sektion Eualchemilla gehörigen Arten zur Seite. Hier erzeugen die Staubbeutel (die männlichen Organe) keinen Blütenstaub" und die Samenknospen entbehren des Keimmundes, das Pollenkorn (der Blütenstaub) vermöchte also gar nicht einzudringen und dennoch entwickelt sich ohne vorhergehende Befruchtung aus der Eizelle ein normaler Keimling. (Siehe Jahrbuch der Naturwissenschaft, Jahrgang 1901/02, Seite 126.) „Ein unbestrittenes Beispiel echter Parthenogenesis bietet ferner Chara crinita, welche überhaupt fast niemals männliche Organe entwickelt. . . Bei einigen Farnen (z. B. Pteris cretica) entsteht die beblätterte, sporenbildende Pflanze, welche normal aus der befruchteten Eizelle der Geschlechtspflanze hervorgehen sollte, direkt durch Sprossung aus dem Gewebe der Geschlechtspflanze." (Prantl, Lehrbuch der Botanik.) Ein ähnliches Verhalten zeigt die Taglilie (Funkia), sowie die aus Australien gekommene Coelebogyne illicifolia, eine Euphorbiacee (Wolfsmilchgewächse). Letztere kommt nur in weiblichen Exemplaren in unseren Gewächshäusern vor, entwickelt aber trotzdem oft reife Samen. Beide Pflanzenarten bilden den Embryo nicht aus der Eizelle, sondern durch Knospung aus dem Gewebe, welches den Embryosack umgibt.

Hierbei denken wir unwillkürlich an die Vermehrnng vieler Pflanzen durch Brutknospen, z. B. Brutzwiebeln, durch Ausläufer wie bei den Erdbeeren oder gar an die künstliche Vermehrung durch Ableger, Stecklinge, Stockteilung &c. Wenn der Landmann seine Kartoffeln steckt, indem er die Knollen durch Zerschneiden, den Augen entsprechend, teilt, so ist das nichts anderes als eine ungeschlechtliche Vermehrung.

Gegenüber einer solchen Fülle von Material müssen wir bekennen, daß Gott bei der Menschwerdung Jesu sich durchaus im Rahmen bekannter, mannigfach uns vor Augen tretender Naturgesetze hielt, Gesetze, die wohl auch im Menschen schlummern. Bildet sich doch auch im menschlichen Körper die Vermehrung und das Wachstum durch Zellteilung, die vom Zellkerne aus beginnt. Während nun bei den höchst organisierten Wesen, den Menschen, die Vermehrung auf geschlechtlichem Wege stattfindet, geschah bei Maria die Empfängnis in Anlehnung an vielfache Vorkommnisse niedriger organisierter Wesen, durch übermächtige Einwirkung, die von Gott selbst ausging; sie war eine Vereinigung von Göttlichem mit Menschlichem.

So erschließt sich dem Glauben das große Geheimnis und wird ihm faßbar durch die schöpferische Natur selbst. Denn „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis". Dieses Dichterwort findet seine volle Anwendung auch auf unseren Fall.

C. Vietor.



Über „Christliche Belletristik“.

Unter Belletristik im engeren Sinne versteht man die Literaturgattung des Romans und der Novelle, unter christlicher Belletristik wäre demnach vornehmlich der christliche Roman zu verstehen. Es erwächst damit die Frage, ob wir überhaupt von einem christlichen Roman im Gegensatz zum nichtchristlichen reden dürfen. Manche Christen sind geneigt, diesen Ausdruck für eine contradictio in adjecto, d. h. für einen Widerspruch in sich selbst zu erklären. Sie halten die Existenz der Romane für ein Übel, wenn auch ein notwendiges. Und es ist ja nicht zu leugnen, daß durch Roman-Lektüre schon viel Unheil in den Köpfen und Herzen junger Menschenkinder angerichtet ist und noch täglich angerichtet wird. Aber das geschieht doch nur durch *schlechte* Romane, und keiner wird leugnen können, daß es auch gute gibt. Wer der *Kunst* Existenzberechtigung zuspricht, muß sie auch dem Roman zugestehen; denn er ist, richtig aufgefaßt, eine Kunstform. Und wer den Begriff einer christlichen Kunst feststellt, muß mithin auch den christlichen Roman gelten lassen. Ob es eine spezifisch christliche Kunst giebt, darüber kann man zweierlei Meinung sein. Jedenfalls ist die Grenze zwischen christlicher und weltlicher Kunst schwer zu bestimmen. Wir möchten deshalb lieber folgende Fragestellung wählen: Gibt es eine Kunst, an der sich auch ein Christ von Herzen freuen und die er genießen darf? Und da antworten wir natürlich mit einem unbedingten „Ja“. Ein guter Roman aber ist ein Kunstwerk, und darum kann sich der Christ auch an ihm erfreuen. Die Frage ist nur die: Wie muß ein Roman beschaffen sein, damit ein gereifter, urteilsfähiger, literarisch-ästhetisch gebildeter Christ sich daran ergötzen und unter Umständen erbauen kann. Die Antworten werden sehr voneinander abweichen, sintemal der Geschmack, der hierbei wesentlich in Betracht kommt, auch unter Christen sehr verschieden ist und die Urteile in solchen Fragen mehr nebensächlicher Natur oft erheblich auseinandergehen.

Die Aufgabe des Romans ist es, ein Kulturgemälde der Gegenwart oder der Vergangenheit zu geben. Der Gegenstand, der behandelt wird, muß bedeutend und menschlich bedeutungsvoll sein. Ist der Inhalt eines Romans nur erotischer Art, nur eine Liebesgeschichte, handelt es sich nur darum, wie die beiden sich kriegen, so ist es für einen ernsten Menschen wohl kaum der Mühe wert, einen solchen Roman zu lesen. Die Darstellung der Liebe darf nicht Hauptzweck, sondern nur ein Moment, zuweilen allerdings ein wichtiges, im Romanganzen sein. Der Dichter soll ins *volle* Menschenleben hineingreifen, den Menschen in seinen Leiden und Freuden, in seiner Arbeit und Ruhe, in seinem Streiten und Siegen und Unterliegen zeigen. Ja hauptsächlich in seiner Arbeit; denn es bleibt doch bei dem Worte des Psalmisten: „Das Leben, wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen,“ dieweil die rechte, mühevolle, aber auch gelingende Arbeit wohl das köstlichste im Menschenleben ist. Und so wollen wir auch im Roman den Menschen bei seiner Arbeit sehen, in der materiellen und geistigen, wie ihn uns z. B. Gustav Freytag in seinem „Soll und Haben“ vorführt. Die Helden müssen Menschen sein, die dem Empfinden ihrer Zeit nahe stehen, die den die jeweilige Zeit bewegenden Fragen fest ins Auge schauen, sich mit ihnen auseinandersetzen und sich Für oder Wider entscheiden. Eine Idee

muß den Roman beherrschen, sei es eine religiöse oder eine sittliche oder eine soziale oder sonst eine für das Leben des Einzelnen oder der Gesamtheit bedeutungsvolle Idee. Dieser Idee durch die Handlung und die Charaktere einen entsprechenden Körper zu geben, sie in schöner Anschaulichkeit darzustellen, ist die Aufgabe des Dichters. Er darf dazu die Wirklichkeit in ihrem ganzen Umfang heranziehen. Auf die Höhen und in die Tiefen des Lebens steigt er, ja auch in die Tiefen; denn auch die Nachtseiten des Lebens, die Leidenschaft und die Sünde, soll der Dichter zur Darstellung bringen.

Gegen diese letztere Auffassung wird zwar von christlicher Seite Protest laut; namentlich im katholischen Lager will man der Kunst und Literatur in dieser Beziehung stark die Flügel beschneiden, unseres Erachtens zu stark. Oder was soll man dazu sagen, daß man auf katholischer Seite selbst Schillers „Glocke" anstößig findet und daß deshalb eine katholische Schillerausgabe die schöne Stelle aus der „Glocke": „Ach, es ist die treue Mutter, die der schwarze Fürst der Schatten wegholt aus dem Arm des Gatten, aus der zarten Kinderschar, die sie blühend ihm gebar" aus sittlichen Gründen verballhornisiert hat in: ... „aus der zarten Kinder Mitte, die sie lehrte fromme Sitte." Es ist übrigens eine statistisch festgestellte und auf Katholikentagen mehrfach beklagte Tatsache, daß trotz des mächtigen Einflusses der katholischen Presse die katholische schöngeistige Literatur eine unverhältnismäßig geringe Verbreitung hat, daß z. B. katholische belletristische Blätter und Zeitschriften wie „Alte und neue Welt", „Katholische Welt", „Hausschatz" u. a. im Vergleich zur Anzahl gebildeter Katholiken in Deutschland eine so geringe Abonnentenzahl aufzuweisen haben, daß man mit Sicherheit den Schluß ziehen darf: Viele gebildete deutsche Katholiken halten akatholische Zeitschriften wie „Daheim", „Velhagen und Klassings Monatshefte", „Die deutsche Rundschau", den „Türmer" 2c. Katholische Literaturkenner haben denn auch offen zugegeben, daß die katholische Belletristik in literarisch-ästhetischer Hinsicht durchschnittlich minderwertiger ist als die akatholische, und daß darin der Grund ihrer geringen Verbreitung liege.

Vor etlichen Jahren hat ein gewiegter katholischer Kritiker und Literaturkenner in einer sehr lesenswerten Schrift („Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit? Eine literarische Gewissensfrage" von Veremundus. Mainz, Verlag von Fr. Kirchheim) sehr einleuchtend nachgewiesen, daß die katholische Belletristik nicht auf der Höhe der Zeit stehe. Mag der Verfasser auch hie und da übers Ziel hinausschießen, so sind seine Darlegungen im ganzen durchaus richtig. Sie sind aber nicht nur für die katholische, sondern für die gesamte christliche Belletristik beherzigenswert. Das gilt auch von dem, was Veremundus über das Recht des Dichters, die Sünde in ihren verschiedenen Ausgestaltungen zu schildern, sagt:

„Die Sünde zu schildern mit allen ihren ungeheuren seelischen Perspektiven ist ein unveräußerliches Recht der Poesie, wie denn auch viele der größten Schöpfungen der Literatur auf Konflikten aufgebaut sind, die ihren Ursprung in der Sünde haben. Dies einmal zugegeben ist es eine Torheit, beispielsweise einen jeden Roman, der sich auf einem aus der Sünde hervorgegangenen ehelichen Konflikt aufbaut, schlechtweg als „Ehebruchsroman" abzutun. Neben den ehelichen Mißständen sind es besonders

auch die konfliktsschweren Taten der Verführung, sowie die an den zur Keuschheit verpflichteten Menschen herantretenden Versuchungen der Liebe, die man dem Dichter darzustellen nicht verbieten kann, ohne daß sich diese Engherzigkeit in bitterer Weise rächen würde."

Den Ausschlag für das sittlich befriedigende Urteil über solche Werke wird naürlich immer das „Wie" der Darstellung und die Höhe der sittlichen Auffassung geben, mit welcher der Dichter an seinen Stoff herangetreten ist. Der bloße Unterhaltungsschriftsteller tut gut, von solchen Stoffen seine Finger wegzulassen, da es ihm in den meisten Fällen an den nötigen Voraussetzungen für eine gelungene Durchführung fehlen wird. Jede lüsterne Schilderung ist selbstverständlich von vornherein zu verdammen; aber es gibt auch eine keusche und unanstößige Art, diese Dinge zu behandeln. Es kommt dabei eben auf die Person des Dichters an. Ist er eine sittliche Persönlichkeit, so wird er, auch wenn er den Ehebruch als Motiv im Zusammenhang des Romanganzen benutzt, diese Sünde in ihren Ursachen und Wirkungen so zu schildern wissen, daß alle Lüsternheit und sinnliche Schwüle der Darstellung fern bleibt. Sollen wir diese Ausführungen illustrieren, so verweisen wir auf „Hilligenlei" als auf ein Beispiel, wie der Dichter es nicht machen soll, dagegen, um auch ein paar ganz neue Werke zu nennen, auf die Romane „Gesühnte Schuld" von M. Trommershausen und „An jenem Tage" von M. Burmester als auf Beispiele, wie etwa ein sittlicher Dichter diesen heiklen Gegenstand behandeln wird.

Wir fordern von einem guten Roman nicht, daß er spezifisch christliche Färbung habe oder gar christliche Dogmatik treibe. Das letztere wäre sogar unkünstlerisch, weil zu abstrakt und tendenziös. Dagegen muß er sittlich im höchsten Sinn sein, d. h. ihm muß eine sittliche Leitidee zu Grunde liegen, mindestens muß man verlangen, daß er keine Idee, die mit den sittlichen Prinzipien der christlichen Weltanschauung in Widersprnch steht, zur Grundlage habe. Innerhalb dieser immerhin weitgestreckten Grenzen darf der Dichter frei nach literarisch-künstlerischen Gesichtspunkten schaiten und walten. Man soll ihm da nicht die Flügel beschneiden wollen; sonst lähmt man ihn in seinem künstlerischen Schaffen. Will aber ein Roman Anspruch auf dichterischen Wert erheben, so darf die formale Seite nicht hinter der inhaltlichen zurücktreten, das Schöne darf über dem Wahren nicht zu kurz kommen, sondern beide müssen sich decken. Darin zeigt sich der Dichter, daß er die Idee restlos in der Komposition, in der Handlung und den Charakteren aufgehen läßt.

Insofern einem Roman überhaupt eine bestimmte Idee inne wohnt, hat er ja im weiteren Sinne eine Tendenz, aber ein Dichtwerk darf doch nie tendenziös sein. Der rechte Dichter, auch der christliche, will eine Idee versinnbildlichen, aber nicht tendenziös wirken. Das Bedürfnis, dem, was in seiner Seele lebt und drängt und wogt, dichterische Gestalt und künstlerische Anschauung zu geben, treibt ihn in erster Linie zum Schaffen, nicht aber das Verlangen zu belehren oder für irgend eine Idee Propaganda zu machen. Darum darf man bei einem wirklichen Dichtwerk erst in zweiter und dritter Linie von einer Tendenz reden.

Wird die Grundidee so stark und einseitig unterstrichen, daß die künstlerisch-literarische Seite darunter leidet, so entsteht ein Tendenzwerk. Diesen Charakter tragen

ja fast alle Traktatgeschichten und viele Volks- und Jugenderzählungen. Sie haben vom pädagogischen und didaktischen Gesichtspunkt aus natürlich ihre Bedeutung und Berechtigung, auf literarisch-ästhetischen Wert aber können sie nur ausnahmsweise Anspruch erheben. Nur bei Volkserzählern von so starkem dichterischen Talent wie etwa Jeremias Gotthelf, Emil Frommel und Karl Stöber geht die Tendenz so in der Komposition und künstlerischen Gestaltung auf, daß ihre Werke der christlichen Belletristik im höheren Sinne zugerechnet werden dürfen. P. Paulsen.



Die Notwendigkeit des religiösen Unterrichts in der Erziehung der Eingebornen Afrikas.

Ein jeder, der heute die Zukunft Afrikas studiert, wird dabei einem rätselhaften Problem begegnen. Weder in der alten Geschichte, noch im modernen Zeitalter werden wir etwas Derartiges finden, was den jetzigen Zuständen in Afrika ähnlich sein könnte: Ein zahlreiches Volk, trotz der jahrelangen Kalamitäten, ja gerade infolge desselben, ausgerüstet mit frischer Lebenskraft und geistiger Fähigkeit, tritt innerhalb einer Generation aus seiner Roheit heraus in das Licht einer Zivilisation, welche die, sozusagen von Natur dazu Gebornen, erst in nahezu 2000 Jahren sich erworben haben. Eine lange Zeit allmählicher Entwicklung trennt den heutigen Sohn Germaniens von dem, wir wollen sagen, ungeschulten Germanen unter römischer Unterjochung. In einem langen Kampfe von mehreren Jahrhunderten stritten unsere Vorfahren um ihr Vaterland, rissen nieder, was die Römer aufbauten, und mordeten die, welche ihre Heiligtümer antasteten. Erst allmählich, als das Christentum seine Leben wirkende und alles durchdringende Kraft entfaltete, erkannten sie, was andere Völker ihnen voraus hatten und was diese ihnen bringen wollten. Wie verschieden ist dieser Entwicklungsgang der germanischen Völker von dem plötzlichen Erwachen unserer jetzigen Eingebornen, die auch ebenso schnell entschlossen sind, die ihnen im hellen Lichte sich zeigende Bildung sich anzueignen, wie und wo sie nur können; jenen wurde sie gewissermaßen aufgedrungen, diesen dagegen will man sie vorenthalten. Welche Gegensätze! Wie werden die Eingebornen diese sich erklären? Was haben wir zu tun?

Der fundamentale Unterschied zwischen den gebildeten europäischen Völkern und den heutigen Naturvölkern Afrikas liegt in der Tatsache, daß die ersteren in hohem Maße durch einen treibenden und bezähmenden Einfluß christlicher Sitte, die sie im Laufe vieler Generationen in sich aufgenommen haben, beherrscht werden; während die letzteren ohne diese Einwirkungen geblieben sind. Dazu kommt noch, daß unter den südafrikanischen Völkern das Ansehen der Stammesautorität und ihrer Sitten, was bis heute demselben Zwecke gedient hat, schnell seinen Halt infolge Be-

rührung mit einer falschen Zivilisation verloren hat. Dagegen fuhr und fährt ihre Muttersprache fort, die sich häufenden Gedanken und Vermutungen im Heidentum lebendig zu erhalten. Ein Blick in das Wörterbuch irgend einer Eingebornensprache Afrikas gibt uns eine Vorstellung von dem großen Prozentsatz von Wörtern in dieser Sprache, die sich mit Gegenständen befassen, die in einer christlichen Gesellschaft nicht genannt werden. Diese Knechtschaft der heidnischen Sprache und Vorstellungen muß gebrochen, die Unreinigkeit durch reinigende Einflüsse, welche das Christentum stets mit sich bringt, gereinigt werden. Bei fast allen Eingebornen Afrikas mit ihrem starken Nachahmungstrieb ist die Wirkung der Berührung mit der Zivilisation geradezu rapid. Sie assimilieren schnell alles Oberflächliche, besonders seine begleitenden gemeinen Umstände, welche ja dem natürlichen Menschen entsprechen.

Alle diese Umstände, einerseits das Verschwinden des Ansehens des einzelnen Stammes, die Lebendigerhaltung des Heidentums durch die Muttersprache und das Erwachen des Volkes, was durch die Berührung des Volkes mit der Zivilisation gekommen ist; andererseits, daß jene sittlichen und religiösen Einflüsse, welche ein Gegengewicht bilden, von den Eingebornen heute verlangt werden: das alles ist ein Ding ernster Erwägung wert. Insbesondere in den und in der Nähe größerer Orte gibt es eine stets wachsende Zahl von eingebornen Taugenichtsen, die ohne jeglichen Unterricht, in dem sie doch in erster Linie lernen, daß sie eben nichts wissen, anstatt erzogen, verzogen werden, zu einer stets zunehmenden Gefahr für die Gesellschaft heranwachsen, die, während ihre Herren so oft, wie Wochen im Jahre sind, wechseln, ununterbrochen darüber nachdenken, was sie im Laufe von ein paar Jahren werden können. Solche, auf die sich das Gesagte bezieht, glauben dies zwar selbst nicht; aber dank des moralischen Firnisses, der ganz anderer Natur ist als wirkliche Charakterbildung und so dick wie möglich aufgetragen wird, gleicht diese Elite unserer eingebornen Jugend einem Haufen von Pöbel, der unangenehm an die Frankensteinsche Schöpfung erinnert. Manchem dürfte diese zwar drastische aber lehrreiche Geschichte nicht unbekannt sein. Ein junger Genfer Student, namens Frankenstein, wird zum Studium auf die Universität zu Ingolstadt geschickt. Dort schwelgt er, sozusagen, in seiner schon lange gehegten Liebe zu jenen gewissermaßen mysteriösen Dingen, die er dort zu sehen und zu hören bekommt. Er grübelt über den naturwissenschaftlichen Büchern, starren Blickes sieht er den chemikalischen Experimenten zu und besucht die Seziersäle, so oft er kann. Wir ahnen schon, des Lebens Rätsel oder besser das „Welträtsel“ will er lösen. Endlich, nach nacht- und tagelanger Mühe und Anstrengung, meint er das Geheimnis des Lebens gefunden zu haben. Überzeugt und erfüllt von seiner Entdeckung schreitet er zur Schaffung eines Menschen und konstruiert nach vielem Experimentieren eine acht Fuß hohe, riesige Figur und bläst in ihre Nasenlöcher den „Odem des Lebens“. — Was er glaubte, das verwirklichte sich: das Gebilde bekam für seinen Schöpfer unversehens Leben, es wurde sein Schrecken auf einsamen Gängen, besuchte ihn in seinen Träumen, tötete seinen Freund und erhängte seine Braut.

Alle, die tagtäglich direkt oder indirekt mit den Eingebornen in Berührung kommen, sei es auf der Farm, im Kaufladen oder im Hause, seien es Herren oder

Herrinnen, Beamte oder Offiziere und Mannschaften, alle die hundert kaum zu nennenden Fälle haben Anteil an der Schaffung des „zivilisierten" Eingebornen. Es ist ein gänzlicher Fehler zu meinen, daß der Missionar und der Negrophilist in dieser Arbeit ein Monopol haben. Alle diejenigen, welche den Eingebornen nehmen als etwas, das man nach Belieben behandeln und bilden kann, als ein Ding und ihn nicht betrachten als einen Menschen mit einer unsterblichen Seele, die da dürstet nach Wahrheit, Glück und Seligkeit, die nur im Christentum zu finden sind, alle diese verderben den Eingebornen, bilden den „rohen Kaffer nur um in einen „zivilisierten", der eigentlich nicht mehr ist als ein dressierter Affe. Aber nichtsdestoweniger stellt man an ihn Anforderungen, die nur ein vernünftiger Mensch erfüllen kann. Diejenigen aber, die auch in dem Eingebornen das Bild des ewigen Schöpfers sehen, ihn für einen armen Sünder halten, für den auch Christus gestorben ist, die bemühen sich gegenüber allem, was ihn verderben kann, ihm ein Korrektiv in der Gestalt einer sittlichen und religiösen Erziehung zu geben. Die andern machen die schlummernden Lebensgeister in ihm nur wach und fördern seine Lüsternheit, was durch seine Berührung mit einer höheren Rasse zur Folge hat, daß man diese Geister, die man rief, nicht nur nicht los wird, sondern daß sie sich in Bewegung setzen und sich im Leben betätigen. Das ist ja natürlich und an und für sich kein Übel, aber ein Verbrechen ist, daß man den Eingebornen bei alledem nicht auch in den Stand setzt, die erwachenden Lebensgeister zu kontrollieren und sein Verlangen recht zu leiten. Die dies versäumen, sind in der Tat solche, die das Werk des Herrn Frankenstein in großem Maßstabe tun und damit auf Afrika einen Pöbelhaufen von zivilisierten Wilden loslassen. Diejenigen, welchen hier nur ein rein weltlicher Unterricht für die Eingebornen erwünscht ist, — den meisten auch dies nicht einmal —, die legen tödliche Waffen in die Hand des „Riesen", dessen sittliche Kontrolle ungenügend entwickelt ist. Ein paar Zahlen mögen genügen, um zu veranschaulichen, wie groß dieser Riese ist. Nach dem letzten capschen Census wohnen in der Kapkolonie 1 830 063; Natal 1 011 745; Transvaal 1 053 975; Orange-Kolonie 241 626; Rodesia 593 141; Betschuanaland 119 977; Basutoland 347 953; Portugiesisch Afrika südlich Sambesi 3 630 000; Deutsch Südwestafrika rund 120 000, zusammen 8 948 175 Eingeborne. Davon stehen 653 570 incl. Schüler unter christlichem Einfluß resp. sind Anhänger der 31 Evang. Missionsgesellschaften, die südlich vom Kunene und Sambesi arbeiten. Wieviel Anhänger die katholische Mission unter dieser Bevölkerung hat, darüber genaue Zahlen anzugeben, bin ich nicht in der Lage.

Das Christentum ist die wahre Umgebung unserer modernen Erziehung. Die rechte Erziehung setzt solches nicht nur voraus, sondern stellt es dar. Das eine darf vom andern nicht geschieden werden. Wo jemand von Geburt auf eine christliche Atmosphäre eingeatmet hat, und wo christliche Sitte ihm vom ersten Verstandesdämmern an eingeflößt wurde, da ist der Boden für die Erziehung gut vorbereitet. Wo diese Grundlage fehlt, da muß den Eingebornen zuerst christlicher Unterricht gegeben und dieser während des ganzen Unterrichts mit Nachdruck betont werden.

Ist es wohl eine Anmaßung, wenn eine Kommission von Eingebornen in einer Eingabe an die englische Regierung folgendes konstatiert, bezw. fordert: 1. Wir sind

der Meinung, daß in allen Eingebornenschulen regelmäßig religiöser Unterricht gegeben werden muß. 2. Für die sittliche Hebung der Eingebornen ist kein Einfluß von so großem Nutzen, als der religiöse. 3. Wir sind der Meinung, daß die mangelhafte Handhabung der Gesetze der schon vorhandenen Neigung zur Demoralisation hin einen angemessenen Stoß versetzt, und daß bloße Sittlichkeitsmaßregeln nicht imstande sind, dem Eingebornen das Bild eines idealen Lebenswandels vor Augen zu führen; auch geben sie ihm nicht die Kraft, den bösen Einflüssen, auf welche angespielt wurde, entgegenzuwirken. Wir sind fest davon überzeugt, daß eine wahre Hebung der eingebornen Rasse ganz abhängig ist von ihrer Annahme christlichen Glaubens und christlicher Sitte.

Dies führt zum Nachdenken und sollte uns antreiben, die helfende Hand den erwachenden und ringenden Völkern Afrikas darzubieten, um so mehr, weil nirgendwo unsere Versäumnisse klarer zutage treten als in diesem Land, dessen Völker Jahrhunderte hindurch auf grausame Weise seiner Freiheit beraubt und in die Sklaverei geführt wurden, wobei Unzählige in jammervoller Weise dahinstarben, die heute trotz Zivilisation noch in tiefer Finsternis dahinleben, dem Land, wo die alte christliche Kirche ihre größten Triumphe gefeiert hat, die Heimat und das Arbeitsfeld des Tertulian, Cyprian und Augustins; dem Land, dessen Bischöfe der Kirche, ja der ganzen Welt, das wahre Glaubensbekenntnis gaben, das das Jesuskind aufnahm und es vor seinen Mördern schützte, dessen Sohn dem Heiland der Welt das Kreuz nachtrug auf dem Wege nach Golgatha. Wir meinen nicht: „Afrika den Afrikanern," aber Afrika für Christus! Das soll unsere Losung sein, weil es die einzige Lösung aller Fragen Afrikas ist. Ch. Spelmeyer.



Die japanische „Daily Mail" äußert sich folgendermaßen über die christlichen Missionare: „Hier in Japan schuldet ihnen unser Vaterland unermeßliche Dankbarkeit für ihr Beispiel und eben so sehr für ihre Anstrengungen, und in China hat ihre stille, selbstverleugnende Arbeit viel für die sittliche Hebung des Landes getan. Daß sie nicht völlig gewürdigt werden, ist wohl unvermeidlich, denn nichts Gutes wird ja nach seinem vollen Wert geschätzt. Aber daß sie angegriffen und geschmäht werden, ist wohl eine der seltsamsten Erscheinung in der modernen Zeit."

Dieses Urteil aus heidnischem Mund ist das glänzendste Zeugnis für unsere Missionare, das man ihnen ausstellen kann.

* * *

Die Berliner Ortsgruppe des Deutschen Monistenbundes, der bekanntlich unter der Aegide Haeckels steht, versendet an die Redaktionen ein Rundschreiben, worin

die nächsten Absichten des Bundes erläutert werden. Es heißt darin: „Das Ziel ist, daß allmählich überall im Reich, vor allem aber auch in der Reichshauptstadt an Stelle der christlichen Kultusgemeinden moderne monistische Kulturgemeinden geschaffen werden.“ — „Daß der Monistenbund dies unternehmen werde, war leicht vorauszusehen. Haeckel hat schon vor einer Reihe von Jahren, in seinen „Welträtseln“, die Prophezeiung ausgesprochen, daß auf Grund der Entwicklungslehre, wie er sie vorträgt, eine monistische Religion und monistische Erbauungshäuser entstehen würden, in denen man sich etwa an den Wundern der Radiolarien erheben könnte. Da der Monistenbund in Haeckel sein Haupt sieht, ist es begreiflich, daß der Bund nun daran geht, diese Voraussagung wahr zu machen. Wir sind die Letzten, die das hindern möchten, aber wir möchten auf einige Gesichtspunkte aufmerksam machen, die der Monistenbund vielleicht nicht genügend bedacht hat. Es ist ein Unterschied, ob ein Gelehrter eine Idee ausspricht, wie Haeckel die Idee der monistischen Religion, oder ob eine Gesellschaft versucht, der Idee praktische Gestaltung zu geben. Wir untersuchen hier nicht, ob Haeckel berechtigt war, die biologische Entwicklungstheorie zum Religionstiften zu verwenden; darüber mögen sich die Biologen, wenn sie Lust haben, mit ihm auseinandersetzen. Was wir aber hier sagen können, das ist, daß der Monistenbund nicht klug getan hat, ihm auf diese Bahn zu folgen. So lange der Bund keinen anderen Zweck hatte, als den, die Haeckelsche Entwicklungslehre in Laienkreisen zu pflegen, war er — man mag diese Lehre einschätzen, wie man will — doch eine Art philosophischer Gesellschaft. In dem Augenblick aber, in dem der Bund für sein Ziel den Wettbewerb mit Kultusgemeinden erklärte, wurde er offenbar selber eine Religionsgemeinde, eine religiöse Sekte. Welche Entwicklung solche Gebilde nehmen, sollten die „Entwicklungstheoretiker“ am besten wissen. Es bleibt nicht aus, daß das wissenschaftliche oder quasi-wissenschaftliche System, von dem sie ihren Anfang nehmen, mehr und mehr zurücktritt und der Glaube die Hauptsache wird. Man wird orthodox und unduldsam — orthodox Haeckelscher Observanz. Ein rechtgläubiges Kirchlein mehr, nichts weiter! Wenn der Monistenbund das riskieren will, so wird man ihn daran hoffentlich nicht hindern. Nichts ist törichter, als geistigen Bewegungen mit äußerlichen Mitteln zu begegnen; nichts wäre törichter, als hier in diesen Fehler zu verfallen. Aber darüber sollte der Monistenbund im klaren sein, daß geistig freie Leute, auf die er doch reflektiert, an einem solchen Bunde keinen Gefallen finden werden. Kritische Leute wissen zwischen nüchterner Entwicklungslehre und der Theorie vom gasförmigen Wirbeltier zu unterscheiden und haben keine Lust, mit dem einen das andere und ähnliches zu akzeptieren. Und Leute, die aus Unmut über die Unduldsamkeit der herrschenden Kirchen den näheren Zusammenhang mit ihnen verloren haben und ihre Seele selbst besorgen, werden wenig Neigung verspüren, an die Stelle der Seelsorger, die sie aufgegeben haben, monistische zu setzen.“

Irgendwelche Bemerkungen zu diesen Worten der nichts weniger als religiös gesinnten „Frankf. Zeitung“ würden ihren Eindruck nur abschwächen.

* *
*

Kürzlich veranstaltete die „freireligiöse Gemeinde“ Stettins auf dem Garzer Schrey ein Sommerfest; etwa 180 Personen nahmen an der Mittagstafel teil. Unter ihnen befanden sich, als freireligiöse Vorkämpfer, die Genossen Fritz Herbert — der ehemalige Reichstagsabgeordnete — und Knappe. Schon auf der Fahrt mit dem Dampfer war bekannt gemacht worden, daß die Kellner auf dem ganzen Garzer Schrey nicht dem „Verbande“ angehörten. Wir flechten hier ein, daß es einen „freireligiösen Kellnerverband“ nicht gibt; gemeint war der sozialdemokratische. Nun wollen wir sehen wie es den beiden Kellnern erging, die an der Mittagstafel kassierten. Während des Kassierens verschwand ein Gast nach dem andern aus dem Saale, ohne zu bezahlen, so daß in aller Geschwindigkeit noch ein dritter Kellner zum Kassieren beordert wurde. Am Schlusse fehlten 13 Mark 50 Pfg. an der Mittagskasse; und diese wurden

dadurch ersetzt, daß den Kellnern 7,50 Mk. von ihrem Lohne abgezogen wurden, und sie den Rest von 6 Mark von ihrem Trinkgelde decken mußten. Der Vorstand hatte nicht, wie sonst üblich, gebeten, so lange auf den Plätzen zu bleiben, bis die Kellner einkassiert hätten. Nun traten die Kellner an den „freireligiösen Gemeindevorstand" heran mit der Bitte, den Ausfall zu decken. Da sagte ihnen ein Mitglied der „Gemeinde": „Wenn Sie im „Verbande" wären, so würde der Vorstand Ihnen zu Ihrem Gelde verhelfen. Sie hätten dann überhaupt mehr verdient; es sind sehr feine Herren dabei." Darauf bekannten sich zwei der Kellner als Gelegenheitskellner und sagten, sie seien sonst Schneider und als solche „vorschriftsmäßig" im Verbande organisiert. Der Freireligiöse erwiderte: „Dann hätten Sie sich von vornherein bei den Gästen legitimieren müssen!" — —

Hiezu bemerkt die „Deutsche Hochwacht": Also das nennt sich freireligiös! Wir möchten wirklich wissen, was die organisierten Kellner usw. mit der „freireligiösen Gemeinde" zu tun haben sollen! Wenn die Herren so „frei" sind, Knechtschaft auszuüben, so sollten sie doch andererseits so „religiös" sein, den Kellnern, die den Tag 22 Stunden bei der Arbeit sein mußten, wenn sie schon mit den Trinkgeldern knapsen wollen, nicht auch noch mit der Zeche durchzugehen. Es wäre interessant zu erfahren, welche Herren das gewesen sind; wir würden ihre Namen gern veröffentlichen. Aber nett ist es, auf diese Weise zu erfahren, was alles unter der Marke „freireligiös" getrieben wird.

Sehr richtig!

* * *

Wie man von verschiedenen Seiten her die freidenkerische, monistische, materialistische und ähnliche Weisheit im Volk zu verbreiten sucht, dafür bietet die „Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung" ein nettes Beispiel. Dieselbe will „populärwissenschaftliche Wanderbibliotheken" errichten, die in Dörfern und Städten das „dringende Bedürfnis nach guter volkstümlicher Literatur" befriedigen sollen, indem sie ein Jahr an einem Ort bleiben und dann gegen die Bücherei eines anderen Ortes umgetauscht werden sollen.

Was diese Leute unter „guter, volkstümlicher Literatur" verstehen, das zeigt ein Blick in das Bücherzeichnis („Volksbildung" 36. Jahrg. Nr. 23), das neben wirklich guten Büchern auch folgende aufweist: Biographie von Haeckel, Nietzsche, Strauß, Renan, ferner Haeckels „Welträtsel" und „Natürliche Schöpfungsgeschichte", Strauß „Leben Jesu", Darwin „Abstammung des Menschen", Carus Sterne „Werden und Vergehen", Frenßen „Hilligenlei" und „Das Leben des Heilandes". Die genannten Bücher, zu denen noch manche ähnliche kommen, sind entweder nicht gut oder nicht volkstümlich oder nicht wissenschaftlich oder auch alles drei nicht. Und damit sollen dann die Leute ihr „dringendes Bedürfnis" nach Bildung befriedigen.

Blinde Blindenleiter! E. Dennert.



1. Zeitschriften.

Blätter zur Pflege persönlichen Lebens. (Joh. Müller.) 1906, Heft 4. „Suchet in den Schriften" (über Buddha, Goethe, Nietzsche und Jesus): nur Jesus weiß und zeigt den Weg zum „ursprünglichen Wesen" des Menschen. „Der Wille

und das Werden": das wahrhaftige Wesen des Menschen ist ein neues Werden, welches nicht Sache des Willens ist, sondern „unverdiente Gnade", ein Erlebnis, aber der Wille ist doch dabei stark beteiligt, indem es die Vorbedingungen erfüllt und die Hemmungen beseitigt. „Das Geheimnis der Lebensfreude": nämlich der ganz ursprünglichen Empfindung des Lebens in uns. 1907, Heft 12: „Menschen untereinander", über Sehnsucht nacheinander, Selbstsucht, Wiedervergeltung, Recht und Eigentum, gemeinschaftliches Leben, Ehrfurcht und Güte u. a. m. „Die Entstehung des Lebens": über das Gespräch Jesu mit Nikodemus.

Biologisches Zentralblatt Heft 9. Went „Über Zwecklosigkeit in der lebenden Natur", Verf. versteigt sich zu der Frage, ob man die lebende Natur nicht für zwecklos erklären oder doch den Zweck ganz aus der Naturwissenschaft verbannen sollte. Unglaublich! Nun, dann müßte eben eine neue Wissenschaft über die Zwecke in der Natur begründet werden. V. Franz „Die biologische Bedeutung des Silberglanzes in der Fischhaut", dieselbe reflektiert das Licht stark und hat mithin etwa die Bedeutung eines Spiegels (!). Heft 12. A. Famintzin „Die Symbiose als Mittel der Synthese von Organismen". Der Verf. sucht nachzuweisen, daß man in den Flechten, die bekanntlich aus einer Alge und einem Pilz bestehen, einen wirklich nachweisbaren Fall von Entstehung eines Lebewesens aus zwei einfacheren, zum gemeinsamen Leben zusammentretenden, vor sich hat. Heft 14. E. Schultz „Über Individuation", ein geistreicher Aufsatz, der sich an Wigands Anschauung von der Individuation anlehnt: das Ganze ist vor den Teilen da. W. Petersen „Ein Beitrag zur geschlechtlichen Zuchtwahl" wendet sich gegen die immer noch von Weismann behauptete Geltendmachung der Darwinschen geschlechtlichen Zuchtwahl bei den sog. Schmuckfarben und zeigt, daß sie für die Farbe der Bläulinge (Schmetterlinge) abzulehnen ist.

Naturwiss. Wochenschrift Heft 26 u. 27. M. Möbius „Der Stammbaum des Pflanzenreichs" sucht Entwicklungsreihen im Pflanzenreich aufzustellen. Was die Ursachen der Entwicklung anbelangt, so ist der Verf. sehr besonnen: er erkennt an, daß uns die eigentlichen Ursachen unbekannt sind, daß Darwins Erklärung versagt, daß dagegen Lamarcks direkte Anpassung schon brauchbarer ist.

Die Umschau Heft 11. E. Fischer „Über die Chemie der Proteine und ihre Beziehungen zur Biologie". Der berühmte Chemiker äußert sich hier über seine Spezialforschung, die Darstellung der Eiweißkörper, und kommt zu dem Schluß, daß diese Frage nicht mehr von der Tagesordnung der Chemie verschwinden wird, wenn sich auch noch nicht sagen läßt, wann sie gelöst sein wird. — Heft 14 u. 15. E. Wasmann „Das Entwicklungsproblem" spricht über seine Berliner Vorträge und die sich anschließende Diskussion. — Heft 22. Fr. Frech „Geologie und Darwinismus" kommt in gewisser Weise zurück auf Cuviers Katastrophentheorie, in der ganz gewiß ein richtiger Kern steckt. — Heft 26 u. 27. H. Winkler „Die Ergebnisse der Ausgrabungen im Gebiete der Keilschriftkultur". — Heft 28. O. Müller „Der Zusammenhang körperlicher und seelischer Zustände".

2. Bücher.

Seeberg, R., Aus Religion und Geschichte. Gesammelte Aufsätze und Vorträge. Leipzig, Deichert 1906. 6,50 Mk. — Der bekannte Berliner Professor gibt hier eine Reihe biblischer und kirchengeschichtlicher Einzeldarstellungen, die schon durch ihre gewandte Form sehr anziehen. Mitten in den heutigen Kampf führt der Aufsatz über „Paulus und Jesus"; hat Paulus das echte Evangelium gefälscht? oder vertieft er sein Verständnis wirklich, ohne zu „neuern" und zu „dogmatisieren"? Außerordentlich lehrreich ist der Aufsatz „Worte Jesu", der uns interessanten Aufschluß über die Art und den Wert und Unwert der Überlieferung tun läßt. Bei aller Kritik weiß man nicht

ehr: welches sind denn nun Jesu eigene Worte? Seeberg weist die Richtung für die öſung der Frage. Aus den geschichtlichen Abhandlungen stechen sofort die über Luther, ber Melanchthons Bedeutung, Schleiermacher, Leo XIII. ins Auge. Und überall finden ir den ausgezeichneten Darsteller, der sich durch sein Werk über „Die Kirche Deutschnds im 19. Jahrhundert“ als gedankenreicher, gerade auf Nichttheologen abzielender chriftsteller viele Freunde gewonnen hat. Mancher Aufsatz ist in seiner Geschlossenheit in Kabinettstück. Z.

Hardeland, A., Pastoraltheologie. Gedanken und Erwägungen aus dem lmt für das Amt. Leipzig, Deichert 1907. 5 Mk. — In einem stattlichen Band zu rstaunlich billigem Preis viel pastorale Lebens- und Amtsweisheit! Ein wirklich „prakſches“ Buch, das besonders jungen Theologen viel zu geben hat.

Boette, Dr. W., Rom und der Papst. Skizzen aus Schule, Haus und Kirche er ewigen Stadt. Langensalza, Beyer 1907. 225 S. — Bunte Bilder aus Kunst, Gehichte, Religion, Alltagsleben, Theater, Politik, Mönchtum u. s. f. Meist frisch und nregend, sehr geeignet zum Vorlesen, nicht gerade Neues, aber manche feine Beobachıng bietend. Z.

G. Weitbrecht, Prälat, Heilig ist die Jugendzeit. Gekürzte Volksausabe. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1907. 156 S., kart. 1,20 Mk. — Ein Buch, dessen mpfehlung völlig unnötig ist, weil es jeder als vorzüglich kennt. Diese billige Ausgabe t sehr dankenswert.

E. Klein, Aus der Schatzkammer Heiliger Väter. Berlin, Buchh. d. Berliner Stadtmission. Bisher 12 Hefte à 30 Pfg. — Ein sehr verdienstliches Unterehmen, welches der Gemeinde die nicht in den neutestamentlichen Kanon aufgenommenen terarischen Schätze, der ersten christlichen Kirche in neuer Übersetzung zugänglich machen will. Die bisherigen Hefte bringen: Brief an den Diognet, Märtyrerakten I—VII, gnatiusbriefe I—III und Lehre der zwölf Apostel.

H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts. I. Aufl. (Volksausgabe). München, F. Bruckmann, A.-G. 2 Bde., geb. 7,20 Mk. — s ist sehr dankenswert, daß dieses viel besprochene Buch nun auch in billigerer Volksusgabe weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden ist. Es gehört jedenfalls zu den Büchern, welche viel und mit Recht von sich reden machen und das — es mag an ihm uch manches zu kritisieren sein — doch von einem Mann herstammt, der Charakter hat nd Bedeutung und der seiner Zeit etwas zu sagen hat. Man muß es lesen. Dt.

J. Reinke, Prof. Dr., Haeckels Monismus und seine Freunde. Ein reies Wort für freie Wissenschaft. Leipzig, O. A. Barth, 1907. 39 S., 50 Pfg. — Der verehrte Verf. rechnet hier scharf und schneidig mit Haeckel ab. Das Buch enthält Reinkes bekannte Herrnhausrede, die ihm Übelwollende, als gegen die Freiheit der Wissenchaft gemünzt, verdacht haben. Was von solchem Gerede zu halten ist, merkt gleich jeder Leser. Der Nebentitel ist sehr berechtigt; denn R. will gerade die Wissenschaft aus der nerträglichen Knechtschaft des Haeckelschen Monismus befreien. Köstlich ist es, wie R. em Jenenser Alleswisser die Schnitzer sogar in der Biologie nachweist. Es bleibt eben chließlich an Haeckel nichts mehr als — wie sagt doch Bastian? — Wind und Windeutelei: Wir danken es Reinke aufs lebhafteste, daß er als akademischer Lehrer doch in as Jenenser Wespennest zu greifen gewagt hat. Unsere Freunde aber bitten wir, diesem Heftchen die weiteste Verbreitung zu verschaffen. Dt.

Lichtbilder für öffentlichen Vortrag und Unterricht. Stuttgart, Th. Benzinger. — Eine Kollektion von Texten zu Lichtbildern, die man (pro Serie 10 Mk.) nit Apparaten vom Verlag beziehen kann, ein sehr dankenswertes Unternehmen. Erchienen sind bisher: Luther von G. Buchwald, Rembrand, Leben Jesu und Dürer von D. Koch, Geschichte Israels und Kultus Israels von J. Benzinger, Assyrien und Babylonien von Fr. Jeremias.

Paul Gerhardts sämtliche Lieder. Zwickau, J. Herrmann. 336 S., geb. 80 Pfg. — Lieder P. Gerhardts mit Bildern von R. Schäfer. Hamburg, G. Schloeßmann, 1907. 149 S., 5.—6. Tausend. Eleg. geb. 3 Mk. — Das erste Buch ist eine höchst billige, sehr empfehlenswerte Jubiläumsausgabe aller Lieder. Das zweite bietet einige Kernlieder mit ganz prächtigen Bildern von R. Schäfer, der sich mehr und mehr zu einem modernen Ludwig Richter entwickelt. Es ist ein wahrer Genuß, sich in diese, bei aller Gemütstiefe doch kernigen Bilder zu vertiefen. Wir empfehlen das Buch als Geschenk auf das allerwärmste. Dt.

H. R. Roth, Forstmeister, Seele und Sinne des Tieres. Dresden, H. Schultze, 1906. 92 S., 1 Mk. — Der Verf. wendet sich gegen die Hypothesen von Zell über die Seele des Tieres. Wenn wir ihm auch nicht in allem zustimmen, so ist es doch dankenswert, was er hier aus dem reichen Born seiner Erfahrungen mitteilt. Die ganze Kontroverse zeigt eigentlich nur, wie wenig wir auf diesem Gebiet wissen. Dt.

G. Graue, D. theol., Zur Gestaltung eines einheitlichen Weltbildes. Leipzig, M. Heinsius Nachf., 1906. 263 S., brosch. 4 Mk. — Der Verf. liefert in dieser sehr dankenswerten und anregenden Studie zunächst eine klare und ruhige Kritik des naturalistischen Monismus. Noch wertvoller sind die Fingerzeige, die der Verf. im letzten Teil zur Ausgestaltung einer einheitlichen Weltanschauung gibt, wobei er vor allem den sittlichen Willen des Menschen betont und der persönlichen Gottesanschauung gerecht zu werden versucht. Ich glaube, es wäre auch für die klaren und abgeklärten Anschauungen des Verfassers von Wert, wenn er die von mir vorgeschlagene Begriffsscheidung von Weltbild und Weltanschauung annehmen würde. Dt.

J. Haltenhoff, Rektor Dr., Die Wissenschaft vom alten Orient in ihrem Verhältnis zu Bibelwissenschaft und Offenbarungsglauben. Langensalza, H. Beyer & Söhne, 1906. 1 Mk. — E. König, Prof Dr., Moderne Anschauungen über den Ursprung der israelitischen Religion. Ebenda, 1906. 80 Pfg. Heft 284 bezw. 285 des pädag. Magazins. — Die erste Schrift behandelt das bezeichnete Thema in besonnener, klarer Weise von einem Standpunkt aus, den der Verf. durch das Studium von Alfred Jeremias gewann. In der zweiten Schrift behandelt König in Vorträgen seinen bekannten, auch hier mehrfach zum Ausdruck gekommenen Standpunkt.

M. Fiebig, Schularzt Dr. med., Über Vorsorge und Fürsorge für die intellektuell schwache und sittlich gefährdete Jugend. Langensalza, H. Beyer & Söhne, 1906. 75 Pfg. — Der ernste und beachtenswerte Vortrag fordert für die im Titel bezeichneten Kinder „Heilerziehungsheime“ und „Arbeitslehrkolonien“.

Fr. Kliche, Für Arbeit und Stille! Kassel, G. Röttger, Heft III bis IX. à 1 Mk. — Das von uns schon warm empfohlene Werk schreitet rüstig fort.

G. Lasson, Hegel. Stuttgart, R. Lutz. — Dieser hübsche Band bietet einen guten Überblick über die Gedankenwelt Hegels in Auszügen aus seinen Werken. Er ist ein Band der Sammlung „Aus der Gedankenwelt großer Geister“.

M. Steiner, Die Rückständigkeit des modernen Freidenkertums. Berlin, G. Hofmann & Co., 1905. 125 S. — Eine ganz vorzügliche Kritik unserer heutigen Freidenker, Haeckel voran, vom Kantischen Standpunkt aus. Das Buch ist eine sehr brauchbare Waffe im gegenwärtigen Kampf der Geister. Dt.

K. Kinzel und E. Michaelis, Wie reist man in Italien? 2. Aufl. Schwerin, Fr. Bahn. 3,60 Mk. — Die Reisebücher von Kinzel bedürfen keiner Empfehlung mehr, sie sind als gute Freunde derjenigen, die des trockenen Tones unserer bisherigen Führer satt sind, längst bekannt.

C. Wagner, Der Freund. Innere Zwiegespräche. Deutsch von Dr. Fr. Fliedner. 2. Aufl. Paris, W. Fischbacher, 1907. 330 S. — Wie der Titel sagt Zwiegespräche mit einem Freund in der eigenen Brust, herrliche Betrachtungen, welche viele Fragen und

Dinge des Lebens in einem glücklichen Licht zeigen. Wir wünschen dem Buch, das sehr schnell eine zweite Auflage erlebte, sehr viele Leser, die es in stiller Stunde zur Hand nehmen. Die Übersetzung ist wieder wie in den anderen von uns empfohlenen Büchern Wagners vorzüglich. Dt.

F. Lienhard, Wege nach Weimar. 3. Band. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1907. 288 S., 3,50 Mk. — Dieser fertig vorliegende Band ist vor allem Friedrich d. Gr. gewidmet; er enthält viel Gutes, wie man dies von dem frischen und geistvollen Lienhard nicht anders erwarten kann.

E. Siedel Dr., Der Weg zur ewigen Schönheit. 14.—17. Tausend. Dresden, C. L. Ungelenk, 1906. 478 S., geb. 3,50 Mk. — War des Verfassers „Weg zur ewigen Jugend" den Jünglingen gewidmet, so bietet er dieses Buch den Jungfrauen an. Ein edles und fesselnd geschriebenes Buch, dessen hohen Wert auch der anerkennen wird, der den Standpunkt des Verfassers nicht überall teilt.

A. Weber, Die sieben Grundkräfte oder Schwingungszustände in der Konstitution des Menschen. Leipzig, Theosoph. Zentralbuchh. 68 S. —

A. Besant, Der Stammbaum des Menschen. Leipzig, M. Altmann, 1907. 143 S., brosch. 2 Mk. — Ich bin mit Interesse an diese Bücher aus dem Lager der Theosophie herangegangen, aber diesen wunderlichen Spekulationen konnte ich beim besten Willen nicht bis zu Ende folgen, sie sind dem nüchtern-wissenschaftlichen Denker zu fremdartig und immer wieder hat man den Eindruck, daß die Verfasser auch nicht alles verstehen, was sie sagen. Dt.

C. Eisler, Dr., Leib und Seele. Leipzig, J. A. Barth, 1906. 217 S., br. 4,40 Mk. — Dieser IV. Band der „Natur- und Kulturphilosophischen Bibliothek" liefert eine klare und empfehlenswerte „Darstellung und Kritik der neueren Theorien" des Verhältnisses zwischen „physischen und psychischem Dasein". Des Verfassers Standpunkt ist der parallelistische Monismus.

K. v. Schmidt-Hofmann, Ist das Gebet ein Hindernis der Gründung der Persönlichkeit? Kattowitz, R. Urban-Kalanda, 1906. 11 S. — Der Verf. zeigt klar und anziehend, daß Persönlichkeit und Gebetsleben in enger Beziehung stehen.

D. Th. Kaftan, Die Schule im Dienste der Familie, des Staates und der Kirche. Vortrag. Hamburg, Schlößmann, 1906. 30 S. — So feinsinnig und überzeugend auch der bekannte Verf., der Generalsuperintendent für Schleswig, die Ehrenpflicht des Dienstes beschreibt, den die Volksschule der Familie und dem Staate zu leisten hat, so liegt das Schwergewicht dieses Vortrags doch entschieden auf der Darstellung der engen Beziehungen zwischen Schule und Kirche. Aus der Klarlegung der richtigen Stellung zwischen beiden ergeben sich Kaftan die beiden Konsequenzen, daß dieses Verhältnis schlechterdings nichts mit der Frage der sogenannten geistlichen Schulaufsicht zu tun hat, daß dieses aber andererseits unbedingt die Konfessionsschule fordert, denn eine wirkliche Simultanschule setzt das Gestorbensein des Christentums voraus; eine christliche Simultanschule ist eine Utopie. Ma.

A. Wolf, Pfarrer, Moderner Pantheismus und christlicher Theismus. Eine Studie zu Professor Friedrich Paulsens „Einleitung in die Philosophie". Zeitfragen des christl. Volkslebens. Bd. XXXI, Heft 1. Stuttgart, Belser, 1906. 60 S., 80 Pfg. — Zur sicheren Orientierung und wissenschaftlich gegründeten Stellungnahme in dem Kampfe um eine befriedigende Weltanschauung ist diese Studie sehr geeignet. Sie begrüßt in Paulsen einen wertvollen Bundesgenossen gegenüber dem Materialismus, weist jedoch andererseits mit überzeugender Klarheit nach, daß der christliche Theismus ganz und gar keinen Grund habe, abzudanken zu Gunsten des von Paulsen empfohlenen Pantheismus mit seinen haltlosen Theorien von der Allbeseelung des Universums, von dem Parallelismus des körperlichen und geistigen Geschehens und seiner Forderung einer eudämonistischen autonomen Sittlichkeit. Die Einwände, welche der Berliner Philosoph

gegen den christlichen Gottesbegriff erhebt, vornehmlich als dem Prinzip der geschlossenen Naturkausalität und dem Gesetz von der Erhaltung der Energie widersprechend, erweisen sich als irrig. Ma.

D. Paul Kaiser, Paul Gerhardts sämtliche Lieder. Leipzig, M. Hesse. Brosch. 1,40 Mk., geb. 2 u. 3 Mk. — Paul Gerhardt, Ein Bild seines Lebens. Mit zahlreichen Illustrationen. Ebenda. 77 S., brosch. 50 Pfg., geb. 80 Pfg. — Beide Schriften, aus der Feder des bekannten Leipziger Pfarrers, haben bleibenden Wert auch über den dreihundertjährigen Geburtstag Gerhardts hinaus. Die vollständige Liederausgabe ist nicht nur als eine bei guter Ausstattung besonders wohlfeile empfehlenswert; sie vermag auch allen Anforderungen in sprachlicher, poetischer und literarhistorischer Hinsicht gerecht zu werden. Auch die Melodien der Lieder sind überall angegeben. — Das Lebensbild ist auf Grund des zuverlässigen Materials mit Ausscheidung alles Sagenhaften frisch und fesselnd geschrieben. Eine Menge sorgfältig ausgewählter und sauber reproduzierter Abbildungen dienen dem Buche zum Schmuck. Ma.

C. Kranz, Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" in ihrer Stellung zu Christus und dem Christentum. Zeitfragen des christl. Volkslebens. Bd. 31, Heft 3 (Heft 235). Stuttgart, Belser, 1906. 45 S., 60 Pfg. — Diese Studie bietet dem, welcher das gesamte zweibändige, nach einem großen umfassenden Plan angelegte Werk des genialen Engländers nicht im Original liest, doch einen Eindruck von der eminenten Bedeutung, welche Chamberlain der Person Christi im Rahmen des gesamten Menschheitslebens bemißt, wenn auch sein Christusbild, gemäß seinem Mangel an Verständnis für den Offenbarungscharakter und das Heilsgeschichtliche des Christentums, von dem der Bibel erheblich abweicht. Ma.

Kirchliches Jahrbuch. 34. Jahrg., 1907. Herausgeg. von J. Schneider. 5 Mk., geb. 6 Mk. Verl. Bertelsmann, Gütersloh. — Der neue Jahrgang bietet wieder mit bewährter Gründlichkeit und Reichhaltigkeit Übersichten über den Personalstatus der deutsch-evang. Kirche, über ihre Arbeiten auf den Gebieten der äußeren und inneren Mission, der inländischen Diaspora, der innerkirchlichen Evangelisation und Gemeinschaftsbewegung, der Vereins- und sozialen Tätigkeit; musterhaft und von besonderem Werte ist die mehr als 100 Seiten füllende Zusammenstellung der kirchlichen Statistik. Welch eindringliche Sprache reden diese Zahlen! Wir halten dies Jahrbuch unentbehrlich für diejenigen, welche unbeirrt durch subjektive Vorurteile, durch theologische und kirchenpolitische Sonderprinzipien das Leben der deutsch-evangelischen Kirche in der Gegenwart richtig einschätzen und daran kämpfend und arbeitend Anteil nehmen wollen. Ma.

Ernst Wartmann, P., Geschichte des Ostdeutschen Jünglingsbundes 1856—1906 nebst einer Geschichte der Evangelischen Jünglingsvereine vornehmlich im östlichen Deutschland, mit einer Karte und vielen Bildern. Berlin, 1906, Buchh. des Ostdeutschen Jünglingsbundes. 400 S. — Für die Zukunft der evang. Kirche ist die kräftige Pflege und gesunde Ausgestaltung der Jünglingsvereine mit ihrem Programme „Erziehung zur lebendigen Gliedschaft in der evang. Gemeinde" von großer Bedeutung. Darum ist dieses Buch, welches in seinem ersten wichtigen Teile die äußere Geschichte und innere Entwicklung der gesamten Jünglingsvereinsbewegung, im zweiten speziell die des 50 Jahre bestehenden ostdeutschen Jünglingsbundes eingehend und fesselnd schildert, dem Studium aller für das Wohl der heranwachsenden männlichen Jugend Interessierten zu empfehlen. Ma.

Druck: Christliches Verlagshaus, Stuttgart.